
EKD

Herausgegeben
vom Kirchenamt der
Evangelischen
Kirche in Deutschland
(EKD)
Herrenhäuser Straße 12
30419 Hannover

TEXTE

119

Gemeinsam evangelisch!

**Erfahrungen, theologische Orientierungen
und Perspektiven für die Arbeit mit Gemeinden
anderer Sprache und Herkunft**

Gemeinsam evangelisch!

**Erfahrungen, theologische Orientierungen
und Perspektiven für die Arbeit mit Gemeinden
anderer Sprache und Herkunft**

Ad-hoc-Kommission des Rates der EKD
zur Zukunft der Arbeit mit Gemeinden anderer
Sprache und Herkunft

Evangelische Kirche in Deutschland (EKD)
Herrenhäuser Str. 12 · 30419 Hannover
Telefon: 05 11/27 96-0
Bestellung: versand@ekd.de
www.ekd.de
ISBN 978-3-87843-033-9
Download: www.ekd.de/EKD-Texte
Oktober 2014



Inhalt

Vorwort	5
Einleitung	8
1 Die EKD und christliche Migranten(-gemeinden) – eine ambivalente Geschichte	10
2 Aktuell erkennbare Herausforderungen	13
3 Bisherige theologische Ansätze zur Beschreibung des Verhältnisses einheimischer Kirchen zu christlichen Zuwanderern und Gemeinden anderer Sprache und Herkunft	17
4 Theologisch-ekkesiologische Orientierungen	21
5 Empfehlungen für die EKD und ihre Gliedkirchen	27
Anhang	41
1 Identitäten im neuen Umfeld: Phasenmodell der Integration	43
2 Schritte auf dem Weg zu »Gemeinsam Kirche sein«	47
3 Kirchliche Orte der Begegnung gestalten	49
4 Reformationsdekade – das Themenjahr 2016: Die Reformation und die Eine Welt	58
Weiterführende Literatur	61
Die Mitglieder der Ad-hoc-Kommission des Rates der EKD zur zukünftigen Arbeit mit Gemeinden anderer Sprache und Herkunft (2011–2013)	64

Vorwort

Viele Christinnen und Christen aus unterschiedlichen Ländern und Kulturen leben in Deutschland. Nicht zuletzt aufgrund aktueller Fluchtbewegungen wird ihre Zahl in den kommenden Jahren noch steigen. Diese Christinnen und Christen bilden hier eigene Gemeinden. Unter den Migrantinnen und Migranten, die in unser Land kommen, stellen sie einen weit höheren Anteil als viele vermuten. So zeigt etwa der Hessische Integrationsmonitor von 2010, dass mehr als zwei Drittel der Einwandernden einer christlichen Gemeinschaft angehören. Dies ist jedoch in den evangelischen Kirchen in Deutschland bislang kaum wahrgenommen worden. Daher ist es Zeit, neu zu bedenken, wie sie selbst in einer – auch christlich – vielfältig kulturell geprägten Gesellschaft die »Botschaft von der freien Gnade Gottes allem Volk ausrichten« können (vgl. Barmen VI).

Die evangelischen Kirchen in Deutschland und die EKD blicken auf eine langjährige Erfahrung in der Begegnung und der Zusammenarbeit mit »Gemeinden anderer Sprache und Herkunft« zurück. Es gibt viele gute Beispiele gelingenden Zusammenlebens, die von gegenseitigem Respekt geprägt sind und von der Bereitschaft, voneinander zu lernen. Und doch geschieht das gemeindliche Leben vielerorts eher in einem Nebeneinander als in einem Miteinander. Die einheimischen Kirchen sehen Gemeinden anderer Sprache und Herkunft oft zuerst als die »Anderen«, denen man mit Gastfreundschaft und diakonisch motivierter Hilfsbereitschaft begegnet. Auch in der öffentlichen Wahrnehmung sind die EKD und ihre Gliedkirchen und die eingewanderten Christinnen und Christen und ihre Gemeinden bislang kaum als Geschwister im Glauben erkennbar.

Die Rahmenbedingungen für eine engere Kooperation oder gar die Integration einzelner Gemeinden anderer Sprache und Herkunft sind überschaubar, ebenso wie die für die Anerkennung von theologischen Ausbildungen und Abschlüssen im Ausland. Aus der Perspektive vieler Christen und Gemeinden aus anderen Ländern und Kulturen erscheinen die EKD und ihre Gliedkirchen im Umgang mit ihnen häufig zurückhaltend. Auch deshalb wählen viele von ihnen den Weg in die Zusammenschlüsse von Frei- oder Pfingstkirchen.

Mit dem Titel des vorliegenden Textes »Gemeinsam evangelisch!« wird den evangelischen Kirchen in Deutschland ein neues theologisches Paradigma im Hinblick auf die mit uns lebenden evangelischen Gläubigen und Gemeinden anderer Sprache und Herkunft empfohlen. Dabei kann von einem »Mentalitätswandel« gesprochen werden. Denn ein solcher Wandel ist notwendig für die Neubestimmung des Verhältnisses evangelischer Christen und Kirchen in Deutschland zu den hier lebenden Geschwistern und ihren Gemeinden, trotz oder gerade wegen der kulturellen Vielfalt.

Daraus folgt, dass das gemeinsame Zeugnis und der gemeinsame Dienst aller hier lebenden Christen und Kirchen gestärkt werden muss, die unmittelbar oder mittelbar aus der Reformation hervorgegangen sind. Die Zusammenarbeit mit Christen und Gemeinden anderer Sprache und Herkunft kann daher nicht länger die Angelegenheit weniger landeskirchlicher Experten sein. Vielmehr ist eine Neuorientierung in allen kirchlichen Arbeitsbereichen erforderlich.

Der Bericht der vom Rat der EKD eingesetzten Ad-hoc-Kommission zur Zukunft der Arbeit mit Gemeinden anderer Sprache und Herkunft (2011–2014) legt eine theologische und ekklesiologische Begründung vor, die uns die zugewanderten Christen als unsere Geschwister erkennen lässt. Sie macht deutlich, dass praktizierte ökumenische Gastfreundschaft gut und hilfreich sein kann, um Begegnungen zu ermöglichen. Zugleich plädiert die Kommission dafür, das theologische Paradigma von der Hausgenossenschaft Gottes (Eph 2,19) weiterzuentwickeln, um das Verhältnis zwischen einheimischen und zugewanderten Christen in der pluralen Gesellschaft zu beschreiben.

Die Kommission beschreibt die Chancen und Möglichkeiten, die sich aus einer engeren Zusammenarbeit ergeben und gibt Empfehlungen für erste Schritte auf diesem Weg – zum Beispiel für Gemeindemodelle, für gemeinsame theologische Arbeit sowie für die Gewinnung von haupt- und ehrenamtlichen Mitarbeitenden und Geistlichen. Sie verdeutlicht aber auch, dass der notwendige Wandel strukturelle Unterstützung benötigt, um die anstehenden Aufgaben für die EKD und ihre Gliedkirchen zu bewältigen.

In der Ad-hoc-Kommission haben neben Fachleuten aus den Gliedkirchen der EKD auch Personen aus Gemeinden anderer Sprache und Herkunft mitgearbeitet. Die Kommission hat während einer Konsultation erste Ergebnisse ihrer Arbeit vorgestellt. Das Thema »Gemeinsam evangelisch!« und die damit verbundene grundle-

gende theologische und praktische Neuorientierung wurde von den Teilnehmenden aus Gemeinden anderer Sprache und Herkunft sowie aus den Gliedkirchen als befreiend und zukunftsweisend erlebt. Sie lässt die abgrenzenden und tendenziell ausschließenden Konnotationen bisheriger Begriffe hinter sich. Denn auch der Begriff Gemeinden anderer Sprache und Herkunft – wiewohl er ja bereits das Ergebnis eines langen Lernprozesses darstellt – stößt an Grenzen, wenn es um das Verhältnis unter Geschwistern geht. Der Text ermutigt dazu, in allen Bereichen kirchlichen Lebens herauszufinden, was es bedeutet, gemeinsam evangelisch zu sein. Er ist damit der erste Schritt und die Eröffnung eines noch zu findenden und gemeinsam zu entwickelnden Weges, zu dem er uns und die Geschwister in den Gemeinden anderer Sprache und Herkunft ermutigen möchte.

Im Namen des Rates der EKD danke ich der Ad-hoc-Kommission für ihre engagierte, kenntnisreiche und zukunftsorientierte Arbeit. Ich wünsche mir, dass der Text von vielen Verantwortlichen in der EKD und ihren Gliedkirchen aus unterschiedlichen Bereichen und Ebenen gelesen und als Anregung für ihre Arbeit angenommen wird.

Wo immer wir als evangelische Kirchen gemeinsam mit unseren Geschwistern aus anderen Sprachen und Kulturen wahrgenommen werden, dient dies der Glaubwürdigkeit unseres Zeugnisses und ist darüber hinaus ein wichtiges Signal für die Chancen des Zusammenlebens in einer multikulturellen Gesellschaft.

Hannover, im Oktober 2014



Dr. h. c. Nikolaus Schneider
Vorsitzender des Rates
der Evangelischen Kirche in Deutschland

Einleitung

Wenn am Sonntagmorgen in den evangelischen Gottesdiensten in Deutschland das Orgelvorspiel ertönt, dann sitzen und agieren in den Kirchen – von ganz wenigen Ausnahmen abgesehen – ausschließlich Menschen, deren Vorfahren allesamt deutschsprachig waren. Menschen, deren Muttersprache nicht Deutsch ist, feiern ihre eigenen Gottesdienste in anderen Sprachen, entweder als Untermieter in deutschen Kirchen und Gemeindehäusern oder in gemieteten Ladenlokalen und Fabrikhallen.

Deutschland ist Einwanderungsland, und die evangelischen Kirchen haben in den letzten 20 Jahren viel dazu beigetragen, dass diese Erkenntnis sich durchgesetzt hat. Menschen mit Migrationshintergrund sind inzwischen in allen gesellschaftlichen Bereichen aktiv und sichtbar: in Schulen und Industriebetrieben, in der Politik, im Sport und in den Medien. Gleichzeitig ist zu beobachten, dass im kirchlichen Bereich die Präsenz von Migranten in haupt- und nebenamtlichen Arbeitsverhältnissen immer noch schwach ausgeprägt ist. Dass bestimmte Migranten Parallelgesellschaften bilden, ist gesamtgesellschaftlich nicht erwünscht. Das parallele Nebeneinander von evangelischen Kirchengemeinden unterschiedlicher Sprachen und Kulturen ist dagegen erst von wenigen als Problem erkannt worden. Die Frage, wie sich die EKD und ihre Gliedkirchen für diejenigen öffnen können, die in den letzten Jahrzehnten hier eingewandert sind oder sich auch nur vorübergehend hier aufhalten, ist aber von großer Bedeutung für alle Beteiligten.

Die evangelische Kirche kann auf Integrationserfahrungen zurückgreifen, die sie jahrhundertlang immer wieder selbst gemacht hat. Um nur ein Beispiel herauszugreifen: In die streng reformierten evangelischen Gemeinden am linken Niederrhein kamen nach dem Ende des Zweiten Weltkriegs zahlreiche evangelisch-lutherische Flüchtlinge. Sie wurden ganz selbstverständlich in die bestehenden Gemeinden integriert. Doch hielt sich bis in die 70er-Jahre des letzten Jahrhunderts die Sitte, sonntags zwei Gottesdienste zu feiern: einen lutherischen mit Kreuzifix, Kerzen, Blumen und lutherischer Liturgie (von den Einheimischen leicht spöttisch als »Blömschesjottesdienst« tituliert), und einen reformierten. Anderenorts bestanden nebeneinander lutherische und reformierte Kirchengemeinden. Erst mit dem Heranwachsen der nächsten Generation bildeten sich neue Formen

aus beiden Traditionen: Heute stehen auch in den niederrheinisch-reformierten Gemeinden Blumen auf dem Tisch, und an den meisten Orten haben sich die ursprünglich nebeneinander bestehenden reformierten und lutherischen Gemeinden vereinigt und unierte Gottesdienstformen entwickelt.

Grundlegend für diese Prozesse war, dass die reformierten Gemeinden die lutherischen Christen trotz ihres Andersseins als Teil ihres Selbst akzeptieren konnten. Das scheint aber viel schwieriger zu sein, wenn Menschen eine andere Sprache sprechen oder eine andere Hautfarbe haben. Seit Herder wurden in Deutschland Sprache, Kultur und Glaube als untrennbare Einheit gedacht, die eine Identität konstituieren, die man sich als abgeschlossen und unveränderbar vorstellt. Die Erkenntnis der Kulturwissenschaften, dass Identitäten permanenter Veränderung und Verhandlung unterliegen und niemals abgeschlossen und unveränderbar sind, hat sich zwar im wissenschaftlichen Diskurs, noch nicht aber im gesellschaftlichen Bewusstsein durchsetzen können. Dies zeigt sich auch im Umgang der einheimischen mit eingewanderten Christen in den letzten 50 Jahren: Er ist im Wesentlichen geprägt von der Vorstellung, dass sowohl die eigene Kirche als auch die der anderen ihre je eigene Identität zu bewahren hätten.

1 Die EKD und christliche Migranten(-gemeinden) – eine ambivalente Geschichte

Die Erfahrungen und Zugangsweisen der EKD und ihrer Gliedkirchen im Umgang mit christlichen Migranten und ihren Gemeinden sind in den vergangenen 60 Jahren von großen Ambivalenzen gekennzeichnet. Zum einen gibt es in der EKD schon seit Langem (1963) Überlegungen dazu, wie etwa »Evangelische Exilkirchen« in Westdeutschland unterstützt werden können. In den 70er- und 80er-Jahren werden diese konkretisiert und es werden Handreichungen veröffentlicht, die Informationen über »Ausländergemeinden« bündeln. Zu Beginn des neuen Jahrtausends werden bilaterale Kirchenverträge geschlossen, die sicherstellen sollen, dass Angehörige bestimmter fremdsprachiger Kirchen aus dem Ausland in Deutschland eine gute pastorale Versorgung in ihrer Muttersprache erhalten. Vor allem die Herkunftskirchen in Skandinavien (Finnland, Schweden), den Niederlanden und Korea schließen solche Verträge mit der EKD.

Auffallend ist jedoch, dass über einen relativ langen Zeitraum (z. B. in den seit den 70er- und 80er-Jahren erscheinenden Erklärungen und Veröffentlichungen) *christliche* Migranten mit ihren Gemeinden selten im Mittelpunkt des Interesses stehen. Vielmehr kommen sie häufig in einem untergeordneten Abschnitt von Texten vor, in denen es generell um Zuwandernde und die damit verbundenen sozialpolitischen Themen wie Asyl, Integration, Menschenrechte und im weitesten Sinne sozialdiakonische Fragen geht. Diese Aspekte standen zunächst auch im Vordergrund bei der Gründung der Konferenz ausländischer Pfarrer (KAP), welche die EKD bereits im Jahr 1972 vorangetrieben hatte. Bis dato erfolgte die Beschäftigung mit und das Engagement für Menschen mit Migrationshintergrund immer aus einer diakonischen Motivation heraus – die Kirche wollte »für die Ausländer« da sein.

Auch in den Publikationen des EKD-Kirchenamtes kommen Gemeinden anderer Sprache und Herkunft vor allem unter dem Aspekt diakonisch-karitativer Zuwendung in den Blick (1976, 1986), gelegentlich noch verstärkt durch eine seelsorgerliche Dimension. Sie werden damit vor allem als (hilfsbedürftige) Fremde wahrgenommen, denen die in Deutschland beheimateten Kirchen mit Hilfsbereitschaft und Gastfreundschaft begegnen sollen. Dieser für die damalige Zeit fortschrittliche Ansatz hat mit dazu beigetragen, dass Deutschland sich zunehmend der Realität einer Einwanderungsgesellschaft gestellt hat.

Die »ökumenische Zusammenarbeit mit Gemeinden fremder Sprache und Herkunft« (1996) wird erst seit den 90er-Jahren mit dieser neuen Bezeichnung für die »Ausländergemeinden« thematisiert und empfiehlt eine Zusammenarbeit auf geschwisterlicher Augenhöhe. Damit werden Gemeinden anderer Sprache und Herkunft erstmals als ökumenische Partnerinnen verstanden, mit denen man kooperieren kann und soll. Bereits hier zeichnet sich ein Paradigmenwechsel ab, der von einem diakonisch bestimmten hin zu einem ekklesiologisch begründeten Miteinander von Geschwistern führt. Schließlich wird damit anerkannt, dass die Christenheit in Deutschland sich zu einer christlich-pluralen (und multireligiösen) Gesellschaft hin wandelt. Auch in der Bezeichnung dieser Gemeinden wird ein Schritt vollzogen, der nicht mehr die Fremdheit als wesentliche Charakteristik hervorheben, sondern deren sprachliche und kulturelle Diversität benennen sollte: Aus den »Gemeinden fremder Sprache und Herkunft« werden die »Gemeinden *anderer* Sprache und Herkunft«. Dies verdeutlicht noch einmal mehr, dass es sich um eine ökumenische Herausforderung in einem interkulturellen Kontext handelt.

Die seither eingeforderte ökumenische Kooperation stellt sich derzeit in unterschiedlichen Modellen des Miteinanders oder auch Nebeneinanders von Gliedkirchen der EKD bzw. deren Ortsgemeinden und Gemeinden anderer Sprache und Herkunft dar, die im Übrigen auch bei der (Weiter-)Entwicklung der EKD-Auslandsarbeit als handlungsleitend bezeichnet werden können.¹ Im Folgenden sollen diese Modelle kurz beschrieben werden:

Das »Parallel-Modell«

Die Räumlichkeiten einer in Deutschland beheimateten Kirchengemeinde werden auch von einer Gemeinde anderer Sprache und Herkunft genutzt, ohne dass die Gemeinden einander wirklich begegnen und darüber hinaus zusammenarbeiten. Simon nennt dies zutreffend ein »nicht-christliches Nebeneinander von Geschwistern«.² Die bisherigen Erfahrungen zeigen aber auch, dass diese Situation des (anfänglichen) Nebeneinanders dazu genutzt werden kann, schrittweise die gegenseitige Wahrnehmung zu verstärken und gute Beziehungen zwischen den Gemeinden aufzubauen.

1 Auch in der Auslandsarbeit der EKD finden sich verschiedene Konzepte zur Integration evangelischer Gemeinden deutscher Sprache, welche die ortsspezifischen Gegebenheiten ebenso berücksichtigen wie die Geschichte und soziale Konstitution der jeweiligen Gemeinde.

2 Deutsches Pfarrerblatt, Heft 5/ 2011.

Das »Schwesterkirchen-Modell«

Hier stehen beide Gemeinden in regelmäßigem Kontakt, feiern miteinander Gottesdienst. Vertreter der Gemeinden anderer Sprache und Herkunft werden in Dekanats- oder Kirchensynoden eingeladen.

Das »Integrationsmodell«

Gemeinden anderer Sprache und Herkunft werden mit allen Rechten und Pflichten Mitgliedsgemeinden einer Gliedkirche der EKD. Seit über fünf Jahren sind z. B. in der Evangelischen Kirche in Hessen und Nassau eine koreanische und eine indonesische Gemeinde Teil der Landeskirche. Sie sind auch in der jeweiligen Dekanatskonferenz bzw. -synode und der Kirchensynode vertreten.

Heute wird deutlich, dass alle diese Modelle ihre Berechtigung haben und wichtige Schritte hin zum »Gemeinsam Kirche sein« von historisch in Deutschland beheimateten Kirchen und Gemeinden anderer Sprache und Herkunft sein können. Gleichzeitig ist aber auch festzustellen, dass noch viele Herausforderungen zu bewältigen sind, um zu einer wirklichen Kirchengemeinschaft von einheimischen und zugewanderten Christen zu gelangen. Diese Gemeinschaft bietet die Chance, das gemeinsame Zeugnis von Jesus Christus in einer ethnisch und kulturell ständig vielfältiger werdenden Gesellschaft zu stärken.

2 Aktuell erkennbare Herausforderungen

Das christliche Gesicht der Migration

Die genaue Zahl christlicher Migranten in Deutschland ist nicht bekannt, da in den Statistiken des Bundesamtes für Migration und Flüchtlinge die religiöse bzw. konfessionelle Identität bei der Zuwanderung nicht erhoben wird. Daran wird sich auch mittelfristig nichts ändern. Nimmt man jedoch den Hessischen Integrationsmonitor von 2010 zur Grundlage, dann ergibt sich ein erstaunlich klares Bild: Von den in Hessen lebenden »Menschen mit Migrationshintergrund« waren im Jahr 2010 rund 67% christlichen Glaubens erfasst – im Vergleich zu 20% muslimischer Religionszugehörigkeit. Abgesehen davon, dass diese Zahlen die in der deutschen Integrationsdebatte dominierende Wahrnehmung widerlegen, bei den Zuwandernden handele es sich in erster Linie um Muslime, werden dadurch die etablierten christlichen Kirchen herausgefordert. Bereits heute hat ein Drittel aller Kinder in deutschen Großstädten einen Migrationshintergrund. Die demografische Entwicklung wird dafür sorgen, dass dieser Anteil stetig größer wird und somit die Vielfalt an Kulturen, Konfessionen und Religionen zunimmt. Die beschriebenen Entwicklungen machen deutlich, dass eine intensive Beschäftigung der EKD und ihrer Gliedkirchen mit Gemeinden und Christen anderer Sprache und Herkunft notwendig ist.

Innerkirchliche Nischen

In vielen Fällen sind der Kontakt und das Gespräch mit Gemeinden und Christen anderer Sprache und Herkunft noch die Sache einiger weniger hoch engagierter und spezialisierter Experten in der EKD und ihren Gliedkirchen. In der Ausbildung von Pfarrern, Gemeindepädagogen, Religionslehrern und Kirchenmusikern spielt die Vielfalt christlichen Lebens in Deutschland praktisch keine Rolle. Gemeinden anderer Sprache und Herkunft werden häufig pauschal als »die Anderen« wahrgenommen, zu denen man sich als deutsche Kirchengemeinde verhält – oder auch nicht. Oft herrscht eine eher abwartende Haltung vor. Wenn sich eine Gemeinde anderer Sprache und Herkunft nach der Möglichkeit der Nutzung von Kirche oder Gemeindezentrum erkundigt, wird diesem Wunsch oft auch unter

Abschluss eines entsprechenden Mietvertrages entsprochen. Doch es ist noch nicht selbstverständlich, dass eine landeskirchliche Ortsgemeinde von sich aus Kontakt zu christlichen Migranten und ihren Gemeinden sucht.

Gemeindlich ungebundene Einzelpersonen

Christliche Migranten, die sich nicht (oder nicht von vornherein) einer bestimmten Gemeinde anderer Sprache und Herkunft zugehörig fühlen (wollen), sind bei den bisherigen Überlegungen und Veröffentlichungen kaum wahrgenommen worden. Zu ihnen gibt es also eine Art »Nicht-Verhältnis«. Die EKD und ihre Gliedkirchen wissen wohl, dass es insbesondere in Ballungsräumen viele Menschen christlichen Glaubens gibt, die oft zeitlich begrenzt (Arbeitsaufenthalte) in Deutschland leben; jedoch gibt es kaum erkennbare Initiativen, auf diese Menschen zuzugehen. Auf die Integration einzelner Menschen mit Migrationshintergrund sind deutsche Kirchengemeinden wenig vorbereitet. Sie misslingt darum oft selbst dann, wenn beide Seiten guten Willens sind.

Trotz einzelner guter Beispiele wie etwa in manchen diakonischen Bereichen kann generell gesagt werden, dass christliche Migranten kaum präsent sind in den regulären Arbeitsverhältnissen von Kirche und Diakonie, sowie in allen Mitwirkungs- und Entscheidungsprozessen der evangelischen Kirchen in Deutschland – vom Kirchenvorstand/Presbyterium bis hin zur EKD-Synode. Die grundsätzliche Frage, ob und wie diese Einzelpersonen und ihre Gemeinden Mitglieder deutscher Landeskirchen sein können, ist weithin offen.

Gemeinsames Zeugnis

Die EKD, ihre Gliedkirchen und die Gemeinden anderer Sprache und Herkunft werden bislang in der Öffentlichkeit nicht als gemeinsam glaubende und handelnde Christen wahrgenommen. Allerdings haben EKD und Gliedkirchen in den letzten Jahren begonnen, ihr Verhältnis zu christlichen Zuwanderern und ihren Gemeinden neu zu reflektieren. Sie wollen eine Perspektive dafür entwickeln, wie sie ihr Zeugnis und ihren Dienst zusammen mit christlichen Migranten verstehen und praktizieren können. Hierzu stehen zum einen theologische Klärungen an (s. u.), aber es fehlen bisher auch Überlegungen und Strategien, wie die durch

die Geschwister aus anderen Teilen der Erde verkörperte Vielfalt christlichen Lebens in Deutschland gemeinsam interpretiert und gestaltet werden könnte. Dazu bedarf es der genauen Analyse und theologischen Reflexion.

Innerkirchliche Vielfalt

Die evangelischen Kirchen sind selbst von großer innerer Vielfalt geprägt. Ihre Stärke besteht darin, ganz unterschiedliche Theologien, Glaubensinhalte und christliche Ausdrucksformen zu integrieren. Mit Recht fragen z. B. charismatisch geprägte Gemeinden anderer Sprache und Herkunft, warum sie nicht zu einer Landeskirche gehören können, wenn sie nichts wesentlich anderes predigen und praktizieren als das, was in der volkskirchlichen Bandbreite ohnehin vertreten ist.

Viele Gemeinden anderer Sprache und Herkunft repräsentieren aber auch andere Versionen des Christlichen als die in den Gliedkirchen der EKD anzutreffenden. Nordeuropäische Gemeinden (z. B. Finnen) stehen in ihrer Lehre für ein traditionelles Luthertum, während ein Großteil der Migrationsgemeinden aus dem globalen Süden charismatisch-pfingstlerische Prägungen mitbringt. Daher bilden diese Gemeinden einen stark anwachsenden Trend der Weltchristenheit ab. Gleichzeitig stellen sie notwendigerweise eigene kontextualisierte und inkulturierte Erscheinungs- und Ausdrucksformen von Kirche und Theologie dar. Dabei transportieren sie mitunter Erscheinungsformen wie »Spiritual Warfare« oder Geistheilungen, die theologisches Konfliktpotential bergen und zur kritischen Auseinandersetzung förmlich herausfordern.

Diese Gemeinden durchlaufen im Übergang von der ersten zur zweiten Migrationsgeneration allerdings rapide und zum Teil schwierige Transformationsprozesse, die mitunter zu Gemeindespaltungen führen können. Die Begegnung und Zusammenarbeit mit ihnen vonseiten der evangelischen Kirche können für diesbezügliche Klärungsprozesse förderlich sein. Gleichzeitig können Gemeinden anderer Sprache und Herkunft für EKD-Gliedkirchen insofern bedeutsam werden, als hier neue Formen des Christ- und Kirche-Seins begegnen, die kritisch und ernsthaft darauf hin zu befragen wären, ob sie für Erneuerungsprozesse auch im Kontext der verfassten Kirche impulsgebend sein könnten.

Theologischer Dialog

Eine Neubestimmung des Verhältnisses der EKD und ihrer Gliedkirchen zu Gemeinden anderer Sprache und Herkunft erfordert mehr als bisher einen intensiven theologischen Dialog. Dabei ist es wichtig, dass unterschiedliche Prägungen in Theologie, Kultur und Frömmigkeit zur Geltung gebracht werden können. So wird gegenseitiges Verständnis wachsen können, auch wenn in einem solchen Dialog beide Seiten »dem Anderen« – für sie oft Fremden – begegnen. Es wird keiner der Partner in Anspruch nehmen können, allein das wahrhaft »Evangelische« zu repräsentieren; gleichzeitig gilt es nach Möglichkeiten zu suchen, das theologisch und bekennnismäßig Gemeinsame zu beschreiben. Dies ist vor allem notwendig, wenn Gemeinden anderer Sprache und Herkunft sich einer evangelischen Kirche in Deutschland anschließen möchten. Im ökumenischen Kontext gibt es mit der Leuenberger Konkordie oder der Basisformel des Ökumenischen Rates der Kirchen Beispiele dafür, wie Trennendes überwunden werden kann bzw. wie Kirchen unterschiedlicher Bekenntnisse eine gemeinsame Basis beschreiben können.

Gesellschaftliche Wirkung

Im Falle eines gelingenden Miteinanders werden Kirchengemeinden – in konkreter Aktualisierung des Evangeliums von der grenzüberschreitenden Zuwendung Gottes zu allen Menschen – zu Modellen integrativen Zusammenlebens und interkulturellen Lernens werden. Insofern wird die evangelische Kirche vom Auftrag des Evangeliums her auch in diesem Zusammenhang wichtige Impulse in die zunehmend multiethnisch geprägte Zivilgesellschaft hinein senden und einen wichtigen Beitrag zum gesellschaftlichen Frieden zwischen Menschen unterschiedlicher kultureller Herkunft leisten. Zugleich macht die evangelische Kirche damit konkret auch das möglich, was sie unter anderem in der bundesweiten Interkulturellen Woche im Blick auf gesellschaftliche Integration Jahr für Jahr thematisiert.

3 Bisherige theologische Ansätze zur Beschreibung des Verhältnisses einheimischer Kirchen zu christlichen Zuwanderern und Gemeinden anderer Sprache und Herkunft

In Erklärungen und Veröffentlichungen der EKD und ihrer Gliedkirchen, aber auch in anderen Texten sind unterschiedliche Zugänge zur theologischen Verhältnisbestimmung zu christlichen Migranten bzw. zu ihren Gemeinden erkennbar. Vielfach wird deutlich, dass theologische Begründungen und der Rückgriff auf biblische Traditionen sich zunächst generell auf Zuwanderer beziehen, die dann als »die Anderen«, als »die Fremden« wahrgenommen werden. So können viele der bisherigen Ansätze verstanden werden als Versuche, aus biblisch-theologischen Begründungen heraus den Schutz der Fremden, ihr Recht auf Teilhabe und Rechtssicherheit, auf Gastfreundschaft und Unterstützung zu unterstreichen. Oft beziehen sich solche theologischen Aussagen auf Migranten im Allgemeinen, also gleichermaßen auf christliche Geschwister wie auf Angehörige anderer Religionen.

Das Modell der »Koinonia«, welches vor allem von RAISER ins Gespräch gebracht worden ist, unternimmt den Versuch, eine gemeinsame, konfessionsübergreifende Ekklesiologie zu entwickeln. Dieser Entwurf ist jedoch umstritten, da er im Verdacht steht, bestehende theologische Differenzen zu verwischen und – den Gedanken der »Hausgenossenschaft« (Eph 2,19–22) aufgreifend – die kulturell bedingte Verschiedenartigkeit des Christ- und Kirche-Seins zu nivellieren.

Da das Verhältnis zu christlichen Migranten und ihren Gemeinden bisher kaum reflektiert wurde, fehlt vielen dieser Überlegungen die ekklesiologische Fragestellung bzw. Zuspitzung. Das Modell der »Konvivenz« von SUNDERMEIER hilft hier nur bedingt weiter. Zum einen erscheint es vor allem als eine Methodik, wie z. B. bislang nebeneinander existierende Gemeinden oder Kirchen einander begegnen und stufenweise ihre Wahrnehmung stärken können, bis sie ein Stadium der »Konvivenz«, d. h. ein verständnisvolles und reflektiertes Miteinander erreichen. Insofern enthält es wichtige Anregungen etwa für das Verhältnis von Ortsgemeinden und Gemeinden anderer Sprache und Herkunft. Jedoch ist zu bedenken, dass es sich gerade nicht nur auf solche Verhältnisbestimmungen bezieht, sondern auch ganz allgemein Beziehungen zu »Fremden«, d. h. auch zu Angehörigen anderer Religionen beschreiben und gestalten will.

Möglicherweise stoßen die von SUNDERMEIER und RAISER entwickelten Denkmotive gerade deshalb an ihre Grenzen, weil sie von dem hoch gesteckten Anspruch geleitet sind, ein theologisches Modell zu finden, das gleichsam universal – konfessions- und religionsübergreifend – Anerkennung und Anwendung findet. Dagegen erscheint es angebracht, zunächst aus dem eigenen theologischen und kirchlichen Kontext heraus zu bedenken, was die Präsenz christlicher Migranten in Deutschland für unser Kirche-Sein bedeuten könnte.

In den Schriften der EKD wird hingegen biblisch Bezug genommen auf die Vielfalt der Schöpfung (EKD-Text 108, 2009), auf das Bild vom »wandernden Gottesvolk«, auf den Schutz für die Schwachen (2. Mose 22,20ff; 3. Mose 19,33ff; 5. Mose 10,18f, Jes 58,7), auf das Pfingstgeschehen (Glaube lebt von Vielgestaltigkeit), auf Gal 3,28 und Apg 15.

Die Bezugnahme auf diese Texte führte zu theologischen Aussagen, die den Schutz der Fremden, die Notwendigkeit und die Chancen von Integration, den Wert von kultureller Vielfalt auch innerhalb des christlichen Lebens hervorheben. So spricht z. B. die EKD-Handreichung »Zur ökumenischen Zusammenarbeit mit Gemeinden fremder Sprache und Herkunft« aus dem Jahr 1996 von den Landeskirchen als »alteingesessenen Kirchen«, deren »besonderer Auftrag« darin bestehe, »ökumenische Gastfreundschaft zu praktizieren«. Das paulinische Bild des Leibes mit den vielen Gliedern, die wechselseitig aufeinander angewiesen sind, diene dabei als verpflichtendes ökumenisches Modell.

15 Jahre nach dieser Veröffentlichung ist deutlich, dass sich das Konzept der »ökumenischen Gastfreundschaft«, so wichtig es gerade in ersten Kontakten zwischen Kirchen und Zuwanderern sein kann, *auf Dauer* weder als Grundlage für die Zusammenarbeit mit Gemeinden anderer Sprache und Herkunft noch für die Integration von Christen mit Migrationshintergrund in deutsche Kirchenstrukturen eignet. Hierfür gibt es mehrere Gründe:

Zum einen legt das Konzept der Gastfreundschaft nahe, dass die Migranten auf Dauer Gäste und damit Fremde bleiben. Auch wenn einige und vor allem Migranten der ersten Generation mit ihren jeweiligen Spezifika christlichen Glaubens eher unter sich bleiben wollen, so verstehen sich viele jedoch als Einwandernde, als Menschen, die auf Dauer hier bleiben wollen. Sie weiterhin als Gäste zu behandeln, nimmt ihre Absicht nicht ernst, dauerhaft in Deutschland zu leben. Sie empfinden es so, dass sie als Gäste darauf angewiesen bleiben, dass

die einheimischen Gastgeber sie freundlich dulden. So wurde es immer wieder zum Ausdruck gebracht von Kommissionsmitgliedern aus Gemeinden anderer Sprache und Herkunft und zahlreichen Gemeindevertretern, mit denen die Kommission im Gespräch war.

Neben allen Vorzügen, welche das Konzept von der ökumenischen Gastfreundschaft im Rahmen der kirchlichen Selbstöffnung für viele Kirchengemeinden gebracht hat, impliziert es letztlich ein Machtgefälle. Die Gastgeber sind diejenigen, die bestimmen und entscheiden, wen sie aufnehmen und wen nicht. Die Gäste dagegen sind abhängige Empfänger von Wohltaten. In einer solchen Beziehung wird eine Begegnung von Geschwistern auf Augenhöhe erschwert.

Damit sollen die positiven Erfahrungen mit Gastfreundschaft weder beiseite geschoben noch diskreditiert werden. Für viele Christen und Gemeinden anderer Sprache und Herkunft ist und bleibt es wichtig, dass einheimische Christen und Gemeinden ihnen gastfreundlich begegnen und dass sie ihrerseits Gastgeber sein können. Jedoch ist gleichzeitig festzuhalten, dass die Rede von Gästen im innerkirchlichen Kontext zu kurz greift. Denn die biblischen Texte von der Gastfreundschaft, auf die sie sich bezieht (z. B. Gen 18,2-8), haben Menschen fremden Glaubens im Blick.

Eingewanderte Christen sind jedoch nicht Fremde, sondern ganz unabhängig von ihrem politischen und rechtlichen Status vielmehr »Mitbürger und Hausgenossen« (Eph 2,19), Schwestern und Brüder in Jesus Christus. Darum empfinden viele von ihnen die Rede von der ökumenischen Gastfreundschaft als verletzend und ausgrenzend. Der Apostel Paulus entwickelte mit seinem Bild vom Leib und den Gliedern, die aufeinander angewiesen sind (1. Kor 12), eine theologische Orientierung für ein gelingendes Miteinander innerhalb der Kirche Jesu Christi. Und diese war auch in seiner Wahrnehmung von großer Vielfalt und zuweilen auch von Differenzen, ja Gegensätzen geprägt. Bedingt durch die von Paulus vehement propagierte Öffnung des noch jungen Christentums hin zur hellenistischen Welt kam es immer wieder zu Herausforderungen durch diejenigen, die das Evangelium hörten und für sich annahmen. Die daraus resultierende Diversität von kulturellen und religiösen Prägungen nötigte den Apostel schließlich zu einer integrativen Formgestalt christlicher Gemeinschaft, in der »nicht Jude noch Grieche, nicht Sklave noch Freier, nicht Mann noch Frau« ist, sondern »alleamt einer in Christus« (Gal 3,28).

Damit wird klar, dass eine ekklesiologisch begründete Verhältnisbestimmung zu Gemeinden anderer Sprache und Herkunft die bestehenden Unterschiedlichkeiten, Differenzen und auch mögliche Konflikte nicht überspringt oder verwischt (s. 4.3). Sie legt auch keineswegs nahe, dass nun möglichst alle Gemeinden anderer Sprache und Herkunft die Integration in eine evangelische Kirche in Deutschland anstreben sollten. Mit guten Gründen werden sich die Beteiligten auf beiden Seiten in bestimmten Situationen dafür und in anderen dagegen entscheiden. Immer jedoch gilt, dass sie einander als Geschwister in der einen Kirche Jesu Christi betrachten dürfen.

4 Theologisch-ekkesiologische Orientierungen

»...die Botschaft von der freien Gnade Gottes auszurichten an alles Volk«

Viele Gliedkirchen der EKD haben Perspektivprozesse eingeleitet, in denen sie die Herausforderungen für ihren Auftrag angesichts veränderter gesellschaftlicher Rahmenbedingungen reflektieren und Konsequenzen für die Wahrnehmung des kirchlichen Auftrags ziehen. Die Entwicklung hin zu einer immer stärker multi-kulturell und religiös plural geprägten Gesellschaft spielt dabei eine wichtige Rolle. Gleichzeitig wird danach gefragt, wie das Evangelium in einer solchen Situation so ausgerichtet werden kann, dass es immer noch »alles Volk« erreicht.³

Zu dem Volk, das heute in Deutschland lebt, gehören auch Migranten aus vielen Teilen der Welt. Die Universalität des Auftrags der Kirche, wie Barmen VI sie beschreibt, bedeutet daher für die Kirchen in Deutschland, diesen Teil des Volkes – der insbesondere in Ballungsräumen bereits einen erheblichen Teil der Bevölkerung ausmacht – in ihrer Verkündigung und Seelsorge, in ihrem missionarischen und ökumenischen Engagement sowie ihrer kulturellen Vielfalt ernst zu nehmen und einzubeziehen. Es gilt gleichzeitig, das Engagement von christlichen Migranten und deren missionarischen Anspruch in die eigenen Überlegungen einzubeziehen. Der Auftrag, »Zeugnis zu geben von der Hoffnung, die in uns ist« gilt für die EKD und ihre Gliedkirchen in gleichem Maße wie für Christen, Gemeinden und Kirchen aus unterschiedlichen Traditionen, Sprachen und kulturellen Hintergründen. Dies setzt ein Verständnis von Volkskirche voraus, das der kulturellen Vielgestaltigkeit und Internationalität der Gesellschaft in Deutschland gerecht wird.

3 Die hier anklingende Formulierung geht auf These VI der Barmer Theologischen Erklärung zurück: »Der Auftrag der Kirche, in welchem ihre Freiheit gründet, besteht darin, an Christi Statt und also im Dienst seines eigenen Wortes und Werkes durch Predigt und Sakrament die Botschaft von der freien Gnade Gottes auszurichten an alles Volk.«

Die Kirche, die wir im Glaubensbekenntnis bekennen, ist unteilbar

Der dritte Artikel des Apostolischen Glaubensbekenntnisses (die heilige christliche Kirche...) hat die »gegläubte Kirche« zum Gegenstand, über die wir nicht verfügen und die wir nicht gestalten können. Aber dürfen wir nicht darauf hoffen, dass mitten in unserem Leben, in den unterschiedlichen Gestalten von Kirche, in den verschiedenen »Christentümern« aus vielen Ländern und Kulturen etwas von dieser *einen* Kirche aufscheint, die universal ist und unsere Vorstellung weit übersteigt?

Kirche-Sein nach evangelischem Verständnis:

Vielfalt leben von Anfang an

Das theologische Stichwort von der »Einheit in versöhnter Verschiedenheit« ist trotz aller auch bestehenden Anfragen zu einem Charakteristikum innerprotestantischer Ökumene in Europa und darüber hinaus geworden. Bislang sind es jedoch vorwiegend in Europa beheimatete Kirchen, die sich etwa in der Gemeinschaft Evangelischer Kirchen in Europa oder der Konferenz Europäischer Kirchen (wobei es durch die Kommission der Kirchen für Migranten in Europa eine wesentlich deutlichere Wahrnehmung von Gemeinden anderer Sprache und Herkunft gibt) beteiligen können.

Viele Texte des Neuen Testaments bezeugen transkulturelle Übergangsprozesse in der Phase der Verbreitung des christlichen Glaubens. Insbesondere die Briefe des Paulus sind geprägt davon, die jüdische Tradition im Kern zu wahren und doch im Licht des Glaubens an Jesus Christus neu zu verstehen und auf alle Völker zu beziehen; er hat sich mit Philosophien und Weltanschauungen aus der hellenistischen Welt auseinandergesetzt und sie da, wo es ihm möglich erschien, aufgenommen. Immer wieder erkennen wir im Neuen Testament die Frage, welche religiösen Grundsätze und Bräuche erhalten werden müssen und wo – gerade durch das Hinzukommen der »Anderen«, der »Heiden« – Traditionen und theologische Überzeugungen sich öffnen und neu interpretiert werden können. Diversität ist demnach nicht ein zum Entstehen des Christentums hinzukommender Faktor, sondern eine Essenz der werdenden Kirche!

Auch christliche Solidarität ist von Anfang an grenzüberschreitend, worauf die von Paulus initiierte Kollekte der »Heidenchristen« für die »Judenchristen« hinweist. Die Schärfe der Differenzen zwischen Christen aus unterschiedlichen

Traditionen wird im Neuen Testament nicht unterschlagen oder verschwiegen. Gleichzeitig aber besteht für Paulus kein Zweifel, dass die einen wie die anderen gleichberechtigt zum Leib Christi gehören.

Sobald jemand sich zu Christus bekennt, kann es nach der Vorstellung des Paulus keine Ausgrenzungen geben (Gal 3,28). Es mag zwar zu theologischen Differenzen kommen (wie zwischen Petrus und Paulus) und zu innergemeindlichen Machtkämpfen, wie Paulus sie mit vielen Schmerzen erlebt hat; es mag ungebührliches und diskriminierendes Verhalten geben (wie im Streit um die Mahlpraxis) – und das muss auch Konsequenzen haben: Da muss Klarheit geschaffen werden, da wird mit Leidenschaft gestritten und geklagt. Da kämpft Paulus um den Bestand und die Einheit der Gemeinden, auch um sein eigenes Ansehen und seine Stellung. Bei all dem aber bleibt es *der eine Leib Christi*, in dem so viele verschiedene Aufgaben und Fähigkeiten integriert sind, dass alle aufeinander angewiesen bleiben.

Kirche als Gemeinschaft der Herausgerufenen

Die Bibel ist ein Buch voller Migrationsgeschichten: Am Beginn der Geschichte Gottes mit seinem Volk steht nichts anderes als der Ruf zur Migration. Abrahams Berufung zur Auswanderung aus Ur in Chaldäa ist kein Zufall, sondern charakterisiert das Gottesvolk des Alten und des Neuen Testaments. Es besteht aus Menschen, die in der ursprünglichen Bedeutung des Wortes *ekklesia* aus geografischen, familiären und kulturellen Bezügen herausgerufen wurden und die zu einem neuen Land unterwegs sind.

Auch die Geschichte des Volkes Israel beginnt mit Flucht und Migration. Der Exodus, der Auszug aus Ägypten, ist die zentrale, identitätsstiftende Gotteserfahrung der Israeliten. Auch wenn schon längst sesshaft, soll das Volk sich stets daran erinnern (vgl. Dtn 26, 5-9).

Im Neuen Testament setzt sich diese Linie fort. Jesus selbst erlebte nach der Überlieferung des Matthäusevangeliums als Kind Flucht und Exil. Auch als Erwachsener war er nicht sesshaft: »Die Füchse haben Gruben und die Vögel unter dem Himmel haben Nester; aber der Menschensohn hat nichts, wo er sein Haupt hinlege.« (Mt 8,20 und Lk 9,58)

Die Ausbreitung des Evangeliums nach Pfingsten geschieht durch Migration. Die Apostelgeschichte (Apg 11,19ff) beschreibt, wie diejenigen, die aufgrund von Auseinandersetzungen Jerusalem verlassen mussten, zum ersten Mal auch außerhalb jüdischer Kreise von Christus predigten.

Das ganze Neue Testament spricht schließlich davon, dass der Glaube Menschen in Bewegung setzt und sie zu Heimatlosen macht, die nicht mehr länger zum Ort ihrer Herkunft gehören: »Denn wir haben hier keine bleibende Stadt, sondern die zukünftige suchen wir.« (Hebr. 13,14) Die Kirche versteht sich als Gemeinschaft der Herausgerufenen, als wanderndes Gottesvolk.

Schon 1961 schrieb der holländische Theologe DE JONG: »Ein Glaubender ist ein Migrant. Zahlreich sind die Anspielungen auf diese Wahrheit im Neuen Testament und in der frühen Kirche. Aber als die Kirche sich etablierte, wurde das nicht mehr länger betont. Das Schicksal der Millionen Flüchtlinge heute sollte die Kirche aufwecken, dieses essentielle Kennzeichen ihrer Existenz wieder zu entdecken.«⁴

Die Einwanderung von Christen in unser Land ist der Anlass, uns daran zu erinnern, dass Christen in theologischer Hinsicht allesamt Heimatlose sind. Wir sind nicht länger zuallererst Bürger unseres Landes, sondern haben unser »Bürgerrecht im Himmel« (Phil. 3,20), wie Paulus schreibt, und sind damit Fremde in dieser Welt – egal ob wir noch dort leben, wo wir geboren sind, oder ob wir in ein neues Land eingewandert sind.

In der ökumenischen Beziehung zu Gemeinden anderer Sprache und Herkunft geht es also darum, die Trennung zwischen »Einheimischen« und »Zugewanderten« aufzuheben. In unserer Art zu glauben und unseren Glauben zu leben sind wir alle durch unsere jeweilige Kultur, Herkunft und Geschichte geprägt. Doch ungeachtet aller Unterschiede sind Christen hineingetauft in eine weltweite Gemeinschaft, die jede politische, geografische und kulturelle Zuordnung unterläuft: Wir sind alle Fremde und Heimatlose in dieser Welt, aber Bürger des Reiches Gottes.

4 de Jong, P., Migration in Biblical Perspective, in: In A Strange Land. A Report of a World Conference on Problems of International Migration and the Responsibility of the Churches, Held at Leysin, Switzerland, June 11-16, 1961, Division of Inter-Church Aid and Service to Refugees, World Council of Churches, S. 24.

Auch nach evangelischem Verständnis ist die eine Kirche universal

»Denn das genügt zur wahren Einheit der christlichen Kirche, dass das Evangelium einträchtig im reinen Verständnis gepredigt und die Sakramente dem göttlichen Wort gemäß gereicht werden. Und es ist nicht zur wahren Einheit der christlichen Kirche nötig, dass überall die gleichen, von den Menschen eingesetzten Zeremonien eingehalten werden, wie Paulus sagt: Ein Leib und ein Geist, wie ihr berufen seid zu einer Hoffnung eurer Berufung; ein Herr, ein Glaube, eine Taufe (Eph 4,4.5).«

Mit den hier zitierten Worten der Confessio Augustana (CA VII) schlägt das Augsburger Bekenntnis den Bogen von der »geglauten« einen Kirche hin zur Präsenz dieser einen Kirche Jesu Christi in unserer Welt. Die Predigt des Evangeliums und die Feier der Sakramente »dem göttlichen Wort gemäß« sind gleichzeitig Erkennungszeichen der wahren Kirche – und von Christen in aller Welt erfahrbar. Diese wahre Kirche überspannt die Zeiten – sie soll allezeit sein und bleiben – und sie überspannt die von Menschen gezogenen bzw. erlebten Grenzen. Die Kirche, die sich aus Gottes Wort speist, drängt auf die Verkündigung und Weitergabe dieses Wortes in Verkündigung und Sakrament. Die Kirche ist gemäß CA nur universal denkbar. Die klaren, wenigen Bedingungen, an denen in der CA die wahre Kirche gemessen und erkannt wird, deuten darauf hin, dass sie bereits auf eine Überwindung bestehender Grenzen zielt. Auch wenn wohl im 16. Jahrhundert nicht der »ganze bewohnte Erdkreis« im Blick war, wie wir ihn heute wahrnehmen und verstehen, liegt es in ihrer Konsequenz, den weltweiten Horizont in den Blick zu nehmen.

Die Leuenberger Konkordie baut auf diesem Abschnitt der CA ihr Verständnis von Kirchengemeinschaft auf, das sich auf »die Übereinstimmung in der rechten Lehre des Evangeliums und die rechte Verwaltung der Sakramente« gründet. Die Leuenberger Konkordie hat damit eine theologische Grundlage geschaffen, die eine Verständigung bisher getrennter Kirchen ermöglichte und diese in die Kirchengemeinschaft hineinführte. Angesichts der Herausforderungen unserer Zeit ist daher weiter zu fragen, inwieweit die durch die Leuenberger Konkordie und dadurch möglich gewordenen Prozesse hin zur Gemeinschaft Evangelischer Kirchen in Europa heute helfen können bei der theologischen Verhältnisbestimmung zu christlichen Gemeinden anderer Sprache und Herkunft.

Auch wenn die Kirche nicht von dieser Welt ist, so lebt sie doch in dieser Welt – mit all ihren kulturellen, sprachlichen und sozialen Bedingungen. EKD und Gliedkirchen können aufgrund der CA in diesem Sinn auch die jeweils eigene Gestalt

von Kirche und ihre »Zeremonien« in ihrer Begrenztheit, ihrer Partikularität und kulturellen Determinierung entdecken. Hier haben womöglich die evangelischen Landeskirchen noch einen weiten Weg vor sich.⁵ Für viele von ihnen ist es noch nicht selbstverständlich, die eigene kulturelle Gebundenheit bewusst wahrzunehmen. Der Diskurs darüber, wie sehr unser kultureller Kontext in Beziehung steht zu unserer Art, mit biblischen Texten und theologischen Ansätzen umzugehen, bedarf daher einer Intensivierung. Die mit der theologischen und kulturellen Verschiedenheit vieler Gemeinden anderer Sprache und Herkunft verbundenen Herausforderungen (z. B. durch ein dämonisches Weltbild) können eine solche Auseinandersetzung befördern.

Grundsätzlich liegen hier große Chancen für die verfassten Kirchen in Deutschland, da mit den christlichen Migranten auch Kirchen aus aller Welt in Deutschland präsent sind, die dabei helfen können, Auftrag und Dienst der eigenen Kirche neu zu bedenken und das eigene Verständnis des Evangeliums zu weiten - mit dem Wissen, dass auch das unsere kulturell geprägt ist.

5 Die zu überwindenden Widerstände zeigen sich beispielsweise auch in Diskussionen über veränderte Zuschnitte und Strukturen von bzw. in Landeskirchen.

5 Empfehlungen für die EKD und ihre Gliedkirchen

1. Gemeindeformen weiterentwickeln

Die Kirche Jesu Christi lebt in unterschiedlichen Sozialgestalten. Diese haben sich über die Zeiten hinweg immer wieder verändert und weiter entwickelt. Neben Parochialgemeinden gibt es bereits die Rechtsform von Anstaltsgemeinden und Personalgemeinden. Es gibt Gemeinden, die sich an besonderen Orten (Hochschulgemeinden) bilden oder bestimmte Gruppen zusammenführen (Militärgemeinden). An solche Formen kann angeknüpft werden, wenn es um christliche Migranten geht. Dabei wird es notwendig sein, für unterschiedliche Situationen die jeweils entsprechende Lösung zu finden. Dies kann zum Beispiel bedeuten, dass eine Gemeinde anderer Sprache und Herkunft eine »eigene« Gemeinde in einer Landeskirche bildet (Anstalts- oder Personalgemeinde) oder dass sie eine »Gemeindegruppe« in einer bestehenden landeskirchlichen Parochie wird. Einige Möglichkeiten werden im Folgenden genannt, weitere Konkretionen finden sich im Anhang.

Dabei geht es vor allem darum, vonseiten der evangelischen Kirchen in Deutschland nach guten Modellen für ein Miteinander zu suchen und einladend auf Gemeinden anderer Sprache und Herkunft zuzugehen. Dies wird nicht in allen Fällen dazu führen, dass Gemeinden anderer Sprache und Herkunft diese Möglichkeiten auch nutzen – wichtig ist jedoch, dass ihnen Möglichkeiten eröffnet werden, wie sie mit einheimischen Gemeinden »gemeinsam Kirche sein« können.

Maßnahmen:

- Citykirchen oder Personalgemeinden werden von Anfang an international ausgerichtet. In solchen Gemeinden gibt es Gottesdienste mit mehrsprachigen Elementen oder Simultanübersetzungen als reguläres Angebot. In den Gestaltungselementen spiegelt sich der internationale und interkulturelle Ansatz wider.
- Bestehende kirchenrechtliche Möglichkeiten in den Kirchenordnungen für Gemeindeformen jenseits der Parochie werden angewandt.
- Die bestehenden Möglichkeiten, wie sie die Kirchenordnungen einzelner Landeskirchen einräumen (wie z. B. das Modell der Gemeindegruppe in Württemberg, EKHN-Anstaltsgemeinden sowie Personalgemeinden in Baden) werden EKD-weit kommuniziert und zur Nachahmung empfohlen.

- In Ballungsräumen und Großstädten wird jeweils eine internationale Gemeinde unter landeskirchlicher Schirmherrschaft gegründet und betreut.

Erste Schritte:

- Informationen über mögliche Gemeindeformen in den Landeskirchen werden unter Beteiligung der verschiedenen Ressorts (z. B. in Form von Handreichungen, Fortbildungen, Citykirchenkonferenz) verbreitet.
- Die kirchlichen Grundordnungen werden auf Möglichkeiten für andere Gemeindeformen hin überprüft und bei Bedarf werden öffnende Klauseln durch Synodenbeschlüsse aufgenommen.
- Kirchenkreise/Dekanate in Ballungsräumen entwickeln in Zusammenarbeit mit Gemeinden anderer Sprache und Herkunft internationale Gottesdienste, die mehrsprachig abgehalten werden. Solche Gottesdienste können im monatlichen bzw. zweiwöchentlichen Rhythmus z. B. in einer Citykirche oder einer anderen größeren Gemeinde angeboten werden.
- In Großstädten werden Pilotprojekte (»Leuchttürme«) internationaler Gemeinden gegründet. Ihre Arbeit wird intensiv professionell begleitet und regelmäßig ausgewertet. Die Ergebnisse werden veröffentlicht.

2. Integration von Gemeinden anderer Sprache und Herkunft vor Ort stärken

Viele Gemeinden anderer Sprache und Herkunft – insbesondere neupfingstlicher Prägung aus Afrika – verstehen sich nicht als Kirchen(gemeinden), sondern als *ministries*, d. h. Dienstgemeinschaften mit einem besonderen ethnischen Zuschnitt. Es wäre denkbar, dass evangelische Kirchengemeinden in Stadtteilen mit einem höheren Anteil von Christen aus einer bestimmten Herkunftsregion entsprechende *ministries* als Bestandteil ihrer eigenen Gemeindegearbeit erachten, sie als solche integrieren und sie mit dem leitenden Pastor ein Beschäftigungsverhältnis etwa auf Honorarbasis eingehen. Gleichzeitig würden die Mitglieder der Gemeinde anderer Sprache und Herkunft dazu eingeladen, einer evangelischen Landeskirche beizutreten.

Maßnahmen:

- Einmal im Monat predigt der Pastor/Gemeindeleiter aus einer Gemeinde anderer Sprache und Herkunft im deutschen Gottesdienst; umgekehrt predigt der deutsche Pfarrer einmal monatlich in der Gemeinde des Gastpredigers.
- Choraustausch: Ein Chor aus einer Gemeinde anderer Sprache und Herkunft gestaltet den deutschen Gottesdienst mit; der Chor der deutschen Gemeinde erwidert den Besuch und gestaltet den Gottesdienst in einer Gemeinde anderer Sprache und Herkunft.
- Jugendliche beider Gemeinden bereiten sich zusammen auf die Konfirmation vor.

Erste Schritte:

- Kirchengemeinden suchen Kontakt zu den in ihrer Nachbarschaft oder in ihrem Stadtteil lebenden Gemeinden anderer Sprache und Herkunft.
- Menschen aus Gemeinden anderer Sprache und Herkunft werden eingeladen, im Konfirmandenunterricht über ihr Leben und ihren Glauben zu erzählen. Die Konfirmandengruppe wird eingeladen, gemeinsam mit ihren Eltern einmal den Gottesdienst der Gemeinde anderer Sprache und Herkunft zu besuchen. Dieser Besuch wird durch das Konfirmandenunterrichts-Team der deutschen Gemeinde vor- und nachbereitet sowie begleitet.
- Gemeindegruppen und Kreise laden Menschen aus Gemeinden anderer Sprache und Herkunft ein, eine Veranstaltung gemeinsam zu gestalten

3. Geistliche anderer Sprache und Herkunft gewinnen, theologische Ausbildung reformieren, Anerkennung von Ausbildungsabschlüssen im Ausland vereinfachen und interkulturelle Dimensionen in Studium und Ausbildung abbilden

In der EKD und ihren Gliedkirchen gibt es bislang kaum Pastoren anderer Sprache und Herkunft, die ihren Dienst gleichberechtigt mit einheimischen Kollegen tun. Hoch sind die Hürden für die Anerkennung von ausländischen Examina und Ausbildungsabschlüssen. Im Gespräch mit Theologen aus anderen Ländern und Kulturen konnte sich die Ad-hoc-Kommission davon überzeugen, wie langwierig und kompliziert der Weg für diejenigen ist, die sich für den Dienst in einer Gliedkirche der EKD interessieren. In vielen Fällen werden ihre Examina und Berufserfahrungen nicht anerkannt, weitere Aus- oder Fortbildungen empfohlen, die

dann wiederum dennoch nicht zur Anerkennung und Aufnahme in den Pfarrdienst führen. Oft gehen zehn Jahre und mehr ins Land, bis der Dienst in einer Landeskirche möglich wird. Faktisch werden so viele qualifizierte Personen abgeschreckt, die den Pfarrdienst bereichern könnten und die das Bild einer evangelischen Kirche als einer für alle in Deutschland lebenden Christen offenen Kirche glaubhaft machen würden. Eine erhebliche Zahl der Theologen anderer Sprache und Herkunft wendet sich daher Angeboten von Frei- und Pfingstkirchen zu.

Gleichzeitig sind die verfassten evangelischen Landeskirchen in Deutschland dabei, für das Theologiestudium und den Pfarrdienst zu werben. Die Gliedkirchen stehen bereits vor einer Konkurrenzsituation, in der Theologiestudierende umworben werden und die Gefahr besteht, dass nicht alle zur Verfügung stehenden Pfarrstellen auch qualifiziert besetzt werden können. Auch deshalb müssen die evangelischen Kirchen in Deutschland ein vitales Interesse an der Gewinnung von Pfarrern aus anderen Ländern und Kulturen haben. Dabei wird eine solide akademische Ausbildung vorausgesetzt.

Die Gesellschaft in Deutschland ist längst geprägt vom Zusammenleben von Menschen verschiedener Herkunft, Religion und Kultur. Sowohl die interkulturelle Kompetenz der in Deutschland aufgewachsenen Geistlichen als auch die Integration von Gemeindeleitern aus anderen Kontexten kann den evangelischen Kirchen in Deutschland helfen, ihre gesellschaftliche Rolle angemessen wahrzunehmen.

Im Rahmen der Gemeinschaft Evangelischer Kirchen in Europa hat ein internationaler Verständigungsprozess über die »Ausbildung zum ordinationsgebundenen Amt« begonnen. Dieser kann genutzt werden, um die Fragen einzutragen und zu klären, die aus der Perspektive von Theologen anderer Sprache und Herkunft bedeutsam sind.

Jeder Schritt in die hier vorgeschlagene Richtung wird auch die evangelischen Landeskirchen in Deutschland selbst, ihre Ausbildung und ihre Pfarrerschaft verändern. Deshalb müssen Maßnahmen zur Gewinnung und Integration von Theologen aus anderen Kontexten begleitet sein von einer Förderung der interkulturellen Kompetenz aller Geistlichen und der Schaffung von Orten gemeinsamer theologischer Reflexion im Austausch unterschiedlicher kultureller Traditionen.

Es bedarf einer klaren Willensbildung und konkreter Schritte, damit Geistliche aus anderen Ländern und Kulturen künftig erkennbar zum Profil der EKD und ihrer Gliedkirchen gehören.

Maßnahmen:

- Werbung um Theologen anderer Sprache und Herkunft;
- Finanzielle und ideelle Unterstützung (Stipendien, Begleitung) von Abiturienten aus Gemeinden anderer Sprache und Herkunft beim Zugang zum Studium der Evangelischen Theologie;
- Klärung von Ausnahmeregelungen im Hinblick auf Personen, deren akademische und/oder praktische theologische Ausbildung nicht den in Deutschland geltenden Voraussetzungen entspricht;
- Zugänge zum Pfarramt durch Angebote des Zweiten Bildungsweges ausbauen (wie beispielsweise in Württemberg), eventuell auch berufsbegleitend (wie das Angebot der Philippsuniversität Marburg);
- Angebote für Pastoren von Gemeinden anderer Sprache und Herkunft zur Fortbildung in Homiletik, Seelsorge, Pädagogik, Verwaltung (auch unabhängig von dem Ziel, in den Dienst einer Landeskirche einzutreten);
- Ordination von Pastoren aus Gemeinden anderer Sprache und Herkunft ins Ehrenamt nach entsprechender Fortbildung;
- Zugang zu Prädikantenkursen für Personen aus Gemeinden anderer Sprache und Herkunft, ggf. vorgeschaltete Vorbereitungskurse;
- eigenen Pfarrern internationale/interkulturelle Erfahrungen ermöglichen (Auslandsstudium, Auslandspraktika, Auslandsvikariat, Spezialvikariat);
- Anwerbung von Studierenden aus Gemeinden anderer Sprache und Herkunft für das Studium der Religionspädagogik und Möglichkeit zur Erlangung der *vocatio* für den Schulunterricht;
- Erweiterung der Curricula in Theologiestudium, Vikariat und berufsbegleitenden Fortbildungen um (gemeinsames) ökumenisches und interkulturelles Lernen;
- Ergänzung der Curricula und Ausbildungsprogramme für die unterschiedlichen Dienste der Kirchen, insbesondere im Kinder- und Jugendbereich, mit dem Ziel ihrer interkulturellen Öffnung;
- Ausweitung der ACK-Klausel für Mitarbeitende in Kirche und Diakonie auf Gemeinden anderer Sprache und Herkunft, die den Gliedkirchen der EKD, ihren Gemeinden und Dekanaten/Kirchenkreisen partnerschaftlich verbunden sind.

Erste Schritte:

- Verständigung über die hier vorgeschlagenen Ziele und Maßnahmen in der Konferenz der Ausbildungsreferenten der EKD;
- Klärung der regelhaften Zugangsvoraussetzungen zu Vikariat und Pfarrdienst entsprechend des von der GEKE-Studie »Ausbildung zum ordinationsgebundenen Amt« vorgegebenen Rahmens;
- Willensbildung im Rat der EKD und der Kirchenkonferenz, aktiv um Theologen aus anderen Kontexten zu werben.

4. Christliche Migranten als haupt- und ehrenamtliche Mitarbeiter gewinnen, fördern und in Entscheidungsprozesse einbeziehen

Auch wenn es im Bereich der Diakonie bereits zahlreiche Mitarbeitende mit Migrationshintergrund gibt, so sind bei EKD und Gliedkirchen bislang keine systematischen Bemühungen erkennbar, christliche Migranten als Mitarbeitende zu gewinnen. Dies gilt sowohl für den ehrenamtlichen als auch für den hauptamtlichen Bereich.

Dies führt dazu, dass diese Personengruppe in die Gestaltungs- und Entscheidungsprozesse der Landeskirchen ebenso wenig einbezogen ist wie in deren Alltagsleben. Synodale anderer Sprache und Herkunft sind bundesweit die Ausnahme und meist nur durch Berufung durch die Kirchenleitungen zu diesem Ehrenamt gekommen. Es wird kaum überlegt, wie man Christen mit Migrationshintergrund zur ehrenamtlichen Mitarbeit, auch in Entscheidungsgremien gewinnen kann. Stattdessen werden christliche Migranten nur bei besonderen Anlässen wahrgenommen (Ökumenisches Pfingstfest, Gemeindefest, Internationale Konvente).

In Gemeinde- oder Dekanatsbüros oder Kirchenverwaltungen/Landeskirchenämtern trifft man Migrantinnen (denn es sind vor allem Frauen) selten an, am häufigsten noch als Reinigungskräfte.

Dabei könnten Gemeinden, Dekanate und Einrichtungen von Kirche und Diakonie von Mitarbeitenden mit einer anderen kulturellen und sprachlichen Herkunft stark profitieren. Als Gemeindepädagogen und Jugendreferenten, in kirchlicher/diakonischer Sozialarbeit und vielen anderen Arbeitsfeldern würden sie ihre besondere Kompetenz als »Wandler zwischen den Welten«, vielleicht auch als

Brückenbauer, einbringen und gleichzeitig vermitteln, dass evangelische Kirche in sich vielfältig, ja international ist.

Im Blick auf viele andere kirchliche Tätigkeiten erweisen sich die sogenannte ACK-Klausel und solche an die Loyalitätsrichtlinie angelehnten Regelungen der Gliedkirchen faktisch noch immer als Hürden bei der Anstellung von Christen anderer Sprache und Herkunft, auch wenn sie teilweise von der Realität längst überholt sind. Um solche Geschwister, deren Gemeinden (noch) nicht der ACK angehören, für den kirchlichen Arbeitsmarkt zu gewinnen, sollten künftig weitere Kriterien zur Geltung gebracht werden, die sich z. B. auf verbindliche Mitarbeit und Erfahrungen in ökumenischen Beziehungen stützen (z. B. Mitgliedschaft der Gemeinde in einem Internationalen Konvent).

Maßnahmen:

- Systematisches Bemühen um die Einbeziehung von Christen anderer Sprache und Herkunft als ehren- und hauptamtliche Mitarbeiter;
- Klärung der Präsenz/des Status/der Anerkennung von Christen und Gemeinden anderer Sprache und Herkunft im Rahmen der ACK;
- Fortbildungs-/Förderangebote für Christen anderer Sprache und Herkunft öffnen;
- Werbung von christlichen Migranten für das Studium der Gemeindepädagogik;
- Einrichtung von Mentorenprogrammen und gezielten Stipendien.

Erste Schritte:

- Verständigung über die hier vorgeschlagenen Ziele in bestehenden Gremien (z. B. Personalreferentenkonferenz der EKD);
- Sondierungsgespräche mit Verantwortlichen für die ACK unter Einbeziehung von Fachleuten aus dem Bereich »Gemeinden anderer Sprache und Herkunft« und ggf. des Konfessionskundlichen Instituts;
- Klärung rechtlicher Voraussetzungen für die Mitwirkung christlicher Migranten in Gremien der evangelischen Landeskirchen in Deutschland (wenn keine direkte Mitgliedschaft vorliegt), verstärkte Nutzung von Berufungen, Hinzuziehung zur Beratung, Gaststatus;
- Stärkere Akzentuierung der Gewinnung von Christen anderer Sprache und Herkunft in allen Überlegungen zur »Interkulturellen Öffnung«;
- Zusammenstellung und Veröffentlichung von Beispielen gelungener Mitarbeit christlicher Migranten.

5. Für Jugendarbeit sensibilisieren

Kinder und Jugendliche sind die Zukunft eines Landes, heißt es im Volksmund. Bedingt durch demografischen Wandel wird diese Zukunft allerdings in dieser Hinsicht anders als erwartet ausfallen, denn bereits jetzt haben in deutschen Großstädten 50% der Kinder und Jugendlichen Migrationshintergrund. Selten gehören sie zu einer Gemeinde deutscher Herkunft, viel eher sind sie Mitglied in einer Gemeinde anderer Sprache und Herkunft. Eine Beobachtung, die derzeit bereits gemacht werden kann, zeigt, dass Jugendliche mit Migrationshintergrund selten in landeskirchlichen Gemeinden ihr spirituelles Zuhause gefunden haben und dass sie sich obendrein oft von ihren Mutterkirchen, die nach wie vor in den Traditionen des ursprünglichen Heimatlandes verankert sind, abwenden. Der demografische Wandel kann von großer Bedeutung und als Chance für die Zukunft der Landeskirchen angesehen werden, wenn sie nach wie vor Volkskirche sein wollen, nämlich eine Kirche für alles Volk!

Es zeichnet sich allerdings innerhalb der Gemeinden anderer Sprache und Herkunft ein Bruch zwischen der ersten Generation und der zweiten und dritten Generation ab. Diese Kinder und Jugendlichen sitzen »zwischen den Stühlen« und können von daher am ehesten als »Third Culture Kids«⁶ bezeichnet werden. Ähnliches gilt für Kinder aus interkulturellen Familien. Auch wenn diese durch verschiedene Kulturen und Traditionen geprägt sind, ist eins sicher: Sie sehen ihre Zukunft in Deutschland und haben mit ihrer interkulturellen Kompetenz eine wichtige Brückenfunktion innerhalb der Gesellschaft.

In der Arbeit mit Jugendlichen eröffnen sich optimale Probierfelder, denen sich die Landeskirchen gerade unter den genannten Bedingungen sinnvollerweise verstärkt zuwenden sollten (wie bereits die Arbeitsgemeinschaft der Evangelischen Jugend mit Kooperationsprojekten sowie die ökumenische Gemeinschaft Himmelsfels mit ihren Begegnungsforen).

Es sollte bewusst ein Gestaltungsraum zur Verfügung gestellt werden, gestützt durch ein zweckgebundenes Budget sowie personelle Ausstattung, die z. B. mit Patenschaften von Personen vor Ort wahrgenommen werden kann. Gerade in Zeiten von leer stehenden Immobilien könnten hier bewusst Räume zu solchen Probierfeldern werden. In jeder Großstadt könnte eine kirchliche Immobilie einer

6 Zu Begriff und Konzept: Pollock, D., Van Reken, R., Pflüger, G., Third Culture Kids. Aufwachsen in mehreren Kulturen. Marburg 2003.

internationalen christlichen Jugendkirche Raum schenken, in der die jungen Erwachsenen Einflüsse und Traditionen in ihr kirchliches Zusammensein einfließen lassen können.

Maßnahmen:

- Orte des Miteinanders werden ermöglicht. In den einzelnen Großstädten werden Kirchen zur Verfügung gestellt.
- Zumindest die Anschubfinanzierung ist gewährleistet.
- Schulungen für bzw. mit Jugendlichen mit Migrationshintergrund sind vorgesehen.
- Ein Patensystem wird ins Leben gerufen, welche diese Zielgruppe bei ihrer Pionierarbeit unterstützt.
- Botschafter werden gewonnen, die im deutschen Kontext neue transkulturelle Projekte initiieren und umsetzen. Diese werden mit einem Förderpreis der EKD geehrt.
- Kirchliche Jugendverbände verstärken ihre Kontakte zu Gemeinden anderer Sprache und Herkunft und unterstützen Jugendliche bei der Institutionalisierung, Fortbildung und der Gewinnung von Zuschüssen.

Erste Schritte:

- Es wird geprüft, in welchen Großstädten ein Kirchengebäude für eine solche internationale Gemeinde, die von jungen Erwachsenen geleitet wird, zur Verfügung gestellt werden kann.
- Zweckgebundene Finanzen werden bereitgestellt.
- Die Ausbildung zur Erlangung der JugendLeiterCard wird explizit für Jugendliche aus Gemeinden anderer Sprache und Herkunft angeboten.
- Jugendliche aus Gemeinden anderer Sprache und Herkunft werden bei Gremienarbeit und Delegationen beteiligt.

6. Kultursensible Seelsorge ausbauen

In den Arbeitsfeldern der besonderen Seelsorgedienste wie in Krankenhäusern und Gefängnissen stoßen Seelsorger auf Christen unterschiedlicher kultureller Herkunft in biografischen Krisensituationen. In der sich entwickelnden Schulseelsorge und der Altenheimseelsorge geht es zunehmend um die Begleitung des Alltags von Menschen verschiedener christlicher Herkunft. Für viele christliche Migranten spielt der Glaube bei der Bewältigung des Alltags und in Krisen eine

erheblich größere Rolle, als es üblicherweise in unserer Gesellschaft der Fall ist. Ihre Wahrnehmung der jeweiligen Situation und ihr Verhalten sind außerdem stark durch die jeweilige kulturelle Prägung beeinflusst. Diese ist für Seelsorger eine große Herausforderung, da sie in der Regel eine an den Bedürfnissen und kulturellen Codes einer deutsch geprägten Bevölkerung orientierte Ausbildung durchlaufen haben. In Institutionen wie z. B. Krankenhäusern erwarten Patienten mit Migrationshintergrund, ihre Familien, aber auch das Personal eine fachkundige und einfühlsame Begleitung. Dafür müssen Seelsorger in kultursensibler Seelsorge ausgebildet werden, ebenso wie im Blick auf die Begleitung von bikulturellen Ehen, Partnerschaften und Familien.

Die verschiedenen Seelsorgedienste müssen für die unterschiedlichen Bedürfnisse von Christen anderer Sprache und Herkunft sensibilisiert werden. Besonders mit Themen wie Krankheit, Schuld und Strafe wird z. B. in Westafrika anders umgegangen als in Deutschland. Hier geht es um einen erheblich weiteren Begriff der Seelsorge, als es unsere Ansätze bieten. Dies muss in Zukunft zum fachlichen Grundwissen von Seelsorgern gehören.

Neben der Sensibilisierung für die kulturellen und theologischen Muster im Umgang mit bestimmten Situationen spielen die landeskirchlichen Seelsorgedienste für die Ausbildung geschulter Seelsorger in den Gemeinden anderer Sprache und Herkunft eine wichtige Rolle. In Fragen der interkulturellen Sensibilisierung können geschulte Seelsorger aus Gemeinden anderer Sprache und Herkunft als Kulturvermittler bei Fortbildungen des Personals im Krankenhaus oder Gefängnis eine wichtige Rolle spielen.

Maßnahmen:

- Entwicklung von Fortbildungen in kultursensibler Seelsorge für landeskirchliche Krankenhaus-, Gefängnis-, Altenheim- und Schulseelsorger auch als Bestandteil gängiger Ausbildungsmodelle wie z.B. der Klinischen Seelsorgeausbildung (KSA);
- Angebote von Seelsorge-Seminaren für Pastoren sowie Verantwortungsträger aus Gemeinden anderer Sprache und Herkunft, die besonders die Spannung z.B. zwischen dem mitteleuropäischen Krankenhaussystem und traditionellem Umgang mit Krankheit in der jeweiligen Herkunftskultur thematisieren;
- Seelsorger aus Gemeinden anderer Sprache und Herkunft werden als wichtige Ansprechpartner in den Krankenhäusern, Gefängnissen und Altenheimen be-

kannt gemacht. Hierfür wird ein verlässliches System entwickelt, das ihnen einen einfachen Zugang zu den Menschen ermöglicht und in enger Absprache mit den landeskirchlichen Seelsorgediensten geschieht.

Erste Schritte:

- In den Fachkonferenzen und Konventen der verschiedenen Seelsorgedienste findet ein Verständigungsprozess über die hier vorgeschlagenen Ziele und Maßnahmen statt.
- Ansätze kultursensibler Seelsorge werden in studienbegleitende Seelsorgepraktika aufgenommen.
- Interkulturelle Kompetenz wird bereits im Theologie-Studium verankert und als prüfungsrelevant angesehen.
- Die praktische Ausbildungsphase wird auf interkulturelle Aspekte der Seelsorge erweitert.

7. Missionarische Potentiale ernst nehmen

Während die diakonische Arbeit der EKD-Gliedkirchen Migranten seit vielen Jahren intensiv im Blick hat, zielt das missionarische und evangelistische Engagement der Kirchen fast ausnahmslos auf die einheimische Bevölkerung. Das hat nicht zuletzt darin seine Ursache, dass Evangelisierung oft als die Aktivierung und/oder engere gemeindliche Anbindung kirchenferner Mitglieder verstanden wird (wie zum Beispiel die 2012 laufende Kampagne der »Kurse zum Glauben« zeigt). Fakt ist, dass bei allem wachsenden Bewusstsein für die sich auffächernden Milieus in Deutschland der Fokus auf den deutschen Milieus liegt; eine kirchliche Auseinandersetzung mit den Migranten-Milieus⁷ hat bisher nicht stattgefunden.⁸

Nicht-christliche Migranten werden innerhalb der EKD in den seltensten Fällen als Zielgruppe missionarischer Aktivitäten beschrieben (Mission unter Migranten findet sich jedoch gelegentlich im freikirchlichen Kontext sowie im Kontext der

7 Die Sinus-Studie zu den Migranten-Milieus stammt aus dem Jahr 2007, vgl. www.bmfsfj.de/RedaktionBMFSFJ/Abteilung4/Pdf-Anlagen/migranten-milieu-report-2007-pdf,property=pdf,bereich=sprache=de,rwb=true.pdf.

8 Problematisch ist an der Sinus-Migranten-Milieu-Studie, dass religiöse Verwurzelung lediglich als Bestandteil archaisch-agrarischer Kultur wahrgenommen wird – dies wird vor allem den aus städtischen Kontexten stammenden Migranten in pfingstlich-charismatischen Gemeinden nicht gerecht, deren Religiosität zutiefst postmodern geprägt ist.

evangelischen Allianz).⁹ Nur sehr vereinzelt werden missionarische Gemeinden anderer Sprache und Herkunft als Partner der missionarischen Arbeit deutscher Kirchen, Werke und Gemeinden wahrgenommen. Die Arbeitsgemeinschaft Missionarische Dienste hat weder Mitglieder aus dem Bereich von Gemeinden anderer Sprache und Herkunft oder Migrant Ministries, noch sucht sie den Kontakt zu ihnen. Die Koalition für Evangelisation, ein breiteres Bündnis aus Werken und Verbänden aus dem gesamten landes- und freikirchlichen Spektrum, versucht seit einigen Jahren aktiv, diese Gemeinden in ihre Arbeit einzubeziehen und hat deshalb zwei Pastoren aus Gemeinden anderer Sprache und Herkunft in ihren Leitungskreis berufen. Dies hat jedoch bisher noch nicht zu einer breiteren Zusammenarbeit führen können.

Mission und Evangelisation werden in Migrationskirchen jeweils sehr unterschiedlich bewertet und gelebt. Während protestantische Gemeinden ihre Mission oft im Rahmen von Gemeinschaft und Bewahrung einer Herkunftsidentität beschreiben, sehen pfingstlich-charismatische Gemeinden ihre Mission in der (Re-) Evangelisierung Deutschlands und in der Gewinnung neuer Mitglieder für ihre Gemeinden. Die Methoden einer solchen Evangelisierung, die von Traktat-Verteilung und Straßenevangelisation bis zu »Miracle Crusades« reichen, sind häufig unreflektiert aus der Herkunftssituation übernommen und für landeskirchliche Gemeinden oft befremdlich, sodass es nur selten zu einer partnerschaftlichen Zusammenarbeit in missionarischen oder evangelistischen Projekten und Programmen kommt.¹⁰

Eine missionarische Volkskirche, die im Anschluss an Barmen VI ihren Auftrag darin sieht, das Evangelium »allem Volk« zu verkündigen, muss sich allerdings fragen lassen, ob sie nicht auch Migranten als Adressaten ihrer Botschaft ernst nehmen und Gemeinden anderer Sprache und Herkunft trotz der oben beschriebenen Schwierigkeiten als Partner in ihrer Mission willkommen heißen muss. Gemeinsame missionarisch-evangelistische Aktivitäten von Einheimischen und Migranten setzen dabei voraus, dass sich eine Gemeinde oder Gruppe bereits grundlegend für Menschen aus anderen kulturellen und ethnischen Hintergründen geöffnet hat.

9 www.ead.de/arbeitskreise/migration/arbeitskreis-fuer-migration-und-integration.html

10 S. dazu auch Währisch-Oblau, C., *The Missionary Self-Perception of Pentecostal/Charismatic Church Leaders from the Global South in Europe: Bringing Back the Gospel*, Brill/Leiden: 2012, besonders Kapitel 5.

Erste Schritte auf diesem Weg werden nicht einfach sein und brauchen Geduld und Einfühlungsvermögen auf beiden Seiten. Gemeinsame missionarische Projekte und Programme werden am ehesten dort zu verwirklichen sein, wo bereits Kontakte zwischen einer Migrationsgemeinde und einer deutschen Kirchengemeinde oder einem Kirchenkreis bestehen.

Eine grundsätzliche Schwierigkeit besteht darin, dass deutsche landeskirchliche Gemeinden ihre missionarisch-evangelistische Arbeit oft stark konzeptionsgesteuert und zielgruppenorientiert angehen – ein Vorgehen, das viele Gemeinden anderer Sprache und Herkunft nicht oder nur schwer nachvollziehen können.

Vermutlich werden sich tiefere Gemeinsamkeiten erst zwischen christlichen Migranten der zweiten Generation und deutschen Gemeinden, die sich interkulturell geöffnet haben, finden lassen.

Maßnahmen:

- Einbeziehung von Menschen mit Migrationshintergrund und Gemeinden anderer Sprache und Herkunft in die missionarische Jugendarbeit: Hier wird es nötig sein, das Misstrauen in Migrationsgemeinden gegenüber »westlicher Unmoral« abzubauen. Diskussionen und Verständigung über Werte und Erziehungsziele sind als Grundlage unerlässlich.
- Das Potential von Gemeinden anderer Sprache und Herkunft nutzen, wenn es um Kontakt zu bildungsfernen Milieus und ausgegrenzten Menschengruppen (Obdachlose, Drogensüchtige etc.) geht: Dies könnte vor allem für Innenstadtparochien interessant sein.
- Wahrnehmung von Gemeinden anderer Sprache und Herkunft bei der Konzeptentwicklung »Mission in der Region«: Hier müsste die Initiative vom EKD-Zentrum »Mission in der Region« oder von landeskirchlichen Ämtern für missionarische Dienste ausgehen. Statt Gemeinden anderer Sprache und Herkunft einzuladen, ist zunächst eine aufsuchende Haltung gefordert. Diese verlangt erheblich mehr Zeit und Einsatz von beteiligten Mitarbeitenden, ist aber langfristig fruchtbar.
- Einbeziehung von Menschen mit Migrationshintergrund und Gemeinden anderer Sprache und Herkunft in Stadtkirchentage, Nächte der offenen Kirchen usw.: Dies geschieht an vielen Orten bereits mit wachsendem Erfolg, braucht aber intensive Vorbereitung und Begleitung.

8. Nachhaltige Strukturen schaffen

Um die hier aufgeführten Maßnahmen angehen zu können, ist ein »Migration-Mainstreaming« im Hinblick auf die Gemeinschaft mit Christen und Gemeinden anderer Sprache und Herkunft unerlässlich. Dabei bedarf es des Kontaktes und der Zusammenarbeit mit den Verantwortlichen in den kirchlichen Arbeitsfeldern, die bislang wenig mit der Thematik befasst waren.

Folgende Aufgaben sollten darüber hinaus in den Blick genommen werden:

- Prüfen, mit welchen Gemeinden anderer Sprache und Herkunft bzw. deren Heimatkirchen theologische Erklärungen erarbeitet und entsprechende Vereinbarungen z. B. über Kanzel- und Abendmahlsgemeinschaft sowie Anerkennung der Ämter getroffen werden könnten;
- In diesem Zusammenhang prüfen, inwiefern die bereits gesammelten Erfahrungen im Prozess bis zur Leuenberger Kirchengemeinschaft hilfreich sein können;
- Prüfen, ob eine Überarbeitung des Mitgliedschaftsrechtes der EKD hilfreich sein könnte für eine Öffnung hin zu christlichen Migrant*innen bzw. ihren Gemeinden;
- Unterschiedliche Modelle des Verhältnisses von Ortsgemeinden bzw. Landeskirchen gegenüber Gemeinden anderer Sprache und Herkunft bzw. deren Herkunftskirchen prüfen, beschreiben und eine Handreichung dazu erarbeiten; dabei sind Erfahrungen der Gliedkirchen und von Gemeinden anderer Sprache und Herkunft aufzunehmen.

Das Ziel, sich mit Christen und Gemeinden anderer Sprache und Herkunft als »Gemeinsam evangelisch!« zu verstehen und einander in Zeugnis und Dienst zu stärken, ist eine Herausforderung, die nicht nebenher bewältigt werden kann. Dafür braucht es Nachhaltigkeit, Engagement, Zeit und Geduld, auch eine hohe Frustrationstoleranz. Daher empfiehlt es sich, dass die EKD und ihre Gliedkirchen in naher Zukunft die Rahmenbedingungen dafür schaffen, dass das gemeinsame evangelische Zeugnis in der deutschen Einwanderungsgesellschaft authentisch und glaubwürdig gestärkt werden kann. Entsprechende Vorschläge werden den Entscheidungsgremien der EKD zeitnah vorgelegt.

Anhang 1: Identitäten im neuen Umfeld: Phasenmodell der Integration

Im Folgenden sollen Entwicklungen beschrieben werden, die Gemeinden anderer Sprache und Herkunft häufig durchlaufen. Viele dieser Prozesse werden zudem durch eine gewisse Ungleichzeitigkeit geprägt, weil sich neben Mitgliedern der zweiten oder dritten Generation von eingewanderten Christen auch Neuankömmlinge mit ihren spezifischen Anliegen in das Gemeindeleben einbringen.

Identität könnte auch als Prozess ständigen Balancierens¹¹ umschrieben werden. In diesem Prozess des Balancierens werden immer wieder neue Reaktionen des Individuums auf veränderte und unvermeidlich diskrepante oder konflikthafte Erwartungen im Rahmen des Interaktionsprozesses gefordert. Christen, die Mitglieder in einer Gemeinde anderer Sprache und Herkunft sind, sehen ihr Leben im neuen Umfeld durch zahlreiche neue Erfahrungen und Erlebnisse beeinflusst. Interne wie externe Faktoren gilt es hier als Ursachen anzusehen.

Im Anschluss an den symbolischen Interaktionismus von G. H. Mead kann die soziale Realität, die gesamte einen Menschen umgebende Wirklichkeit nicht als etwas statisch Gegebenes gesehen werden, sondern als ein dauernder, symbolisch vermittelter Interaktionsprozess, innerhalb dessen die Einzelnen zum ständigen Aushandeln ihrer Rollen und Interessen motiviert sind. In diesem Prozess ist Identität nicht quasi der Fels in der Brandung, sondern wie Mead treffend formulierte: »ein Wirbel in der gesellschaftlichen Strömung.«¹² So ist die Identität eines Menschen, insbesondere wenn er sich in (zunächst) fremder Umgebung befindet, gekennzeichnet von Prozesshaftigkeit.¹³

In dieser Tradition lassen sich auch die Identitätsphasen verstehen, die Christen mit Migrationshintergrund bzw. die Gemeinden anderer Sprache und Herkunft in der europäischen Diaspora durchleben. Es lassen sich drei Phasen ausmachen, die sich in einer alternierenden Prozesshaftigkeit gegenseitig ablösen. Durch sie soll versucht werden, dieses Phänomen zu beschreiben:¹⁴

11 Zu diesem Begriff: Krappmann, L., Soziologische Dimensionen der Identität. Strukturelle Bedingungen für die Teilnahme an Interaktionsprozessen, Stuttgart 1973.

12 Mead, G. H., Geist, Identität und Gesellschaft aus der Sicht des Sozialbehaviorismus, Frankfurt 1973, S. 225.

13 Fischer, M., Pfingstbewegung zwischen Fragilität und Empowerment, Göttingen 2011, S. 168.

14 Zu den Identitätsphasen in GaSH vgl.: Simon, B., Afrikanische Kirchen in Deutschland, Frankfurt 2003, S. 272 – 280. Vgl. auch weiterführend das Vier-Phasen-Modell des Kulturschockansatzes aus der interkulturellen Pädagogik Kalervo Oberg's (Honeymoon, Krise, Erholung, Anpassung), in: Practical Anthropology 7/1960, S. 17 – 182.

- Die Phase der Seklusion
- Die Phase der Öffnung
- Die Phase der Interkulturation

Hierbei handelt es sich nicht um evolutionäre Phasen, bei denen die eine zwingend auf die andere folgt. Je nach soziologischer oder theologischer Entwicklung kann eine Gemeinde oder Kirche in eine andere Phase »vor oder zurück« wechseln. Für diesen Wechsel innerhalb der Phasen können unterschiedliche Erklärungen herangezogen werden. So kann das Heranwachsen der nächsten Generation, die im europäischen Kontext beheimatet und die z. B. der deutschen Sprache bereits mächtig ist, die Gemeinde in die Phase der Öffnung führen. So bringen sie u. a. deutschsprachige Freunde mit in den Gottesdienst. Andererseits kann die starke Fluktuation der Mitglieder in der Diaspora auch zu einem »Rückschritt« in den Identitätsphasen führen. Es stoßen regelmäßig neue Mitglieder aus Afrika oder Asien zu den Gemeinden anderer Sprache und Herkunft. Durch sie und ihre heimatlichen Anschauungen und teils noch rudimentären Sprachkenntnisse werden einige dieser Gemeinden in regelmäßigen Abständen vor eine Zerreißprobe gestellt. Oft müssen sie den Spagat zwischen bereits an europäische Verhältnisse angepasste Mitglieder und den kürzlich aus den ursprünglichen Heimatländern Neueingetroffenen meistern. Einwirkung auf die Phasen hat die immer wieder neu auftretende problematische Suche nach geeigneten Räumlichkeiten: Größere Räumlichkeiten werden nicht gewährt oder werden nur gegen viel Geld vermietet. Viele Gemeinden anderer Sprache und Herkunft machen in diesen Fragen Erfahrungen, die nicht dazu beitragen, eine verlässliche Beziehung zu Ortsgemeinden aufzubauen.

Erfahrungen von Abgrenzung und Ablehnung führen dazu, dass Christen und Gemeinden anderer Sprache und Herkunft bereits begonnene Öffnungsprozesse rückgängig machen oder sich in der zweiten oder dritten Generation wieder stärker sekludieren. Ein gelingender Prozess der Interkulturation bedarf der Offenheit beider Seiten.

Insgesamt lassen sich die drei Phasen der Seklusion, der Öffnung und der Interkulturation als alternierende Phasen umschreiben – Phasen, die ein »Kommen und Gehen« aufweisen, eine gewisse Prozesshaftigkeit ist ihnen eigen. Um die drei Phasen zu beschreiben, lassen sich folgende Merkmale anführen:

Die Phase der Seklusion

In der Phase der Seklusion sprechen die Gemeindeglieder in den Gottesdiensten und untereinander meist ihre Muttersprache oder eine der ehemaligen Kolonialsprachen (Koreanisch, Twi, Lingala, Yoruba, Englisch, Französisch, Portugiesisch usw.). Es ist daher eher unüblich, dass Gemeinden und Kirchen in dieser Phase Mitglieder aus dem Land gewinnen, in dem sie sich befinden. Die Zusammensetzung ihrer Gemeinden kann sehr unterschiedlich aussehen. Manche monoethnischen Gemeinden bilden Heimat in der Fremde durch die Bewahrung kultureller Eigenheiten. Andere multiethnische Gemeinden sehen sich auch immer wieder mit internen Konflikten konfrontiert.

Die internen Findungsprozesse binden so viel Kraft, dass ökumenische Kontakte kaum gesucht werden. Auch die Angst vor Abwerbung von Gemeindegliedern begünstigt die Tendenz zur Selbstabschließung. Ein solches Klima fördert die Entwicklung bzw. Beibehaltung problematischer theologischer Lehren.¹⁵

Interkulturelle missionarische Unternehmungen sind durch die genannten Verhältnisse kaum bis gar nicht zu verzeichnen. Die Kirchen sind meist mit ihrer Organisation und ihrem Selbstfindungsprozess derart beschäftigt, dass sie eine Wende nach außen und missionarische Aktivitäten (noch) nicht angehen konnten. Allenfalls bestehen durch globale Vernetzungen Kontakte zur Mutterkirche oder anderen Kirchenzusammenschlüssen.¹⁶

Die Phase der Öffnung

Kirchen, die sich in der Phase der Öffnung befinden, verwenden als Gottesdienstsprache¹⁷ eine europäische Sprache bzw. ihre ehemalige Kolonialsprache. Dies hängt damit zusammen, dass ihre Mitglieder meist polyglott sind und sich damit auch ihre Internationalität und Offenheit zeigen. Sie leben eine Offenheit gegenüber jeder christlichen Person, gleich welcher Nationalität, Konfession oder ethnischer Herkunft. Diese Gemeinden und Kirchen gestalten sich daher nicht nur polyglott, sondern sehr multikulturell. Dementsprechend gehört zu

15 Ein sehr drastisches Beispiel stellt die Kirche der Kimbanguisten dar, welche bereits in ihrem Heimatland der DR Congo Sonderlehren in Hinblick auf die Trinitätslehre entwickelt haben und diese selbstverständlich in einer Situation der Seklusion hervorragend beibehalten bzw. ausleben können. Vgl hierzu u. a. Simon, B., *Gemeinschaft und religiöse Praxis im diasporalen Kimbanguismus – am Beispiel der Situation in Deutschland*, in: ZMiss 1 (2005), S. 40 – 53.

16 Vgl. Fischer, *Pfingstbewegung*, S. 203 ff.

17 Es ist eine Selbstverständlichkeit, dass die Mitglieder einer solchen Gemeinde mit gleicher ethnischer Herkunft untereinander weiterhin in ihrer Muttersprache kommunizieren.

ihren gemeindlichen Aufgaben aktive Missionsarbeit, verbunden mit Evangelisationen in ihrem neuen Umfeld.

Zudem ist durch die nachhaltige Etablierung in der neuen Heimat eine ökumenische Zusammenarbeit bereits auf fruchtbaren Boden gefallen und gewinnt durch gemeinsame Gottesdienste oder Evangelisationen Gestalt.¹⁸

Die Phase der Interkulturation

In der Phase der Interkulturation haben autochthone Europäer den Weg in die Gemeinde gefunden und haben in entscheidenden Gremien (z. B. Presbyterium) Mitspracherecht.

Es ist sinnvoll, von Interkulturation zu sprechen, da ein gegenseitiger Austausch vorherrscht: Migratorische Erfahrungen und Überlieferungen aus der Heimat und Elemente europäischer Tradition befruchten sich gegenseitig.¹⁹ Die Mitglieder bewegen sich zwischen unterschiedlichen kulturellen Orientierungen und es liegt ein wechselseitiger Austausch vor. Es besteht die dezidierte Absicht, unter Europäern zu missionieren und dementsprechend Gemeindeglieder zu gewinnen. Evangelisationen unterschiedlicher Art gehören zum »Tagesgeschäft«. Sie erfordern es, dass sie sich in einigen Punkten dem jeweiligen Gastland inkulturieren. So werden die Predigten meist in die europäische Landessprache übersetzt oder gar in dieser Sprache gehalten. Die Themen, die in den Predigten angesprochen werden, greifen üblicherweise auf die Herausforderungen im europäischen Alltag zurück.²⁰

18 In dieser Phase kann den leitenden Personen einer Gemeinde anderer Sprache und Herkunft eine wichtige Funktion zukommen. Wenn er oder sie selbst interkulturell lebt, erleichtert dies oftmals die Öffnungsbewegung der Gemeinde.

19 Benjamin Simon greift hier den sehr hilfreichen Begriff des katholischen Theologen und Bischofs der Holländischen Weißen Väter Joseph Blomjous auf. Er stellte vor über 30 Jahren schon zur Debatte, nicht mehr von Inkulturation, sondern von Interkulturation zu sprechen. Allerdings wurde der Begriff der Interkulturation in der Theologie bzw. der Missionswissenschaft kaum rezipiert. Der Begriff der Interkulturation zeigt deutlicher, dass man sich nicht zwischen zwei »monolithic meaning systems« bewegt, sondern »between multiple cultural orientations«. Zit. in: Wijzen, F., (2001), *Intercultural Theology and the Mission of the Church*, in: *Exchange* 30.3, S. 218 – 228. 221. Vgl. weiterführend: Blomjous, J., (1980), *Development in Mission Thinking and Practice, 1959 – 1980. Inculturation and Interculturation*, in: *African Ecclesial Review* 22, S. 293 – 298.

20 Vgl. dazu die Predigtanalysen in: Simon, B., *Afrikanische Kirchen*.

Anhang 2: Schritte auf dem Weg zu »Gemeinsam Kirche sein«

Gemeinden anderer Sprache und Herkunft durchlaufen typischerweise die in Anhang 1 genannten Phasen. In der Zusammenarbeit und im Zusammengehen mit diesen Gemeinden ist vonseiten der verfassten evangelischen Kirche eine Sensibilität für die Prozesse angeraten, in denen sich die Partner jeweils befinden. Bestimmte Phasen erfordern spezifische Vorgehensweisen der evangelischen Kirchen in Deutschland. Die nötige Flexibilität hilft, Überforderungen und Enttäuschungen zu vermeiden.

Folgende Schritte strukturieren den Weg zu »Gemeinsam Kirche sein« von Gemeinden anderer Sprache und Herkunft und evangelischen Kirchengemeinden:

Multikulturalität – kirchliche Schutzräume

Nach ihrer Ankunft in der Fremde organisieren sich Gläubige in muttersprachlichen Gemeinden. Diese Migrationsgemeinden der ersten Generation erfüllen vor allem folgende Funktionen: Sie bieten Heimat und Lebensstärkung in einer oft als bedrohlich erlebten Fremde und sie dienen als Netzwerke zur Lebensorganisation. Als solche existieren diese Gemeinden neben den alteingesessenen Kirchengemeinden.

Auf die spezifischen Bedürfnisse dieser Gläubigen aus der Fremde können evangelische Kirchengemeinden angemessen insofern reagieren, als sie ihnen Gemeinderäume als Schutzräume zur Verfügung stellen.

Interkulturalität – kirchliche Begegnungsräume

Nach einer gewissen Zeit des Sich-Einfindens in die jetzt weniger fremd erscheinende Kultur des Einwanderungslandes und mit dem Heranwachsen von Kindern und Jugendlichen, die die hiesige Lebenswelt als ihre Heimat zunehmend erleben, kann sich in den Gemeinden anderer Sprache und Herkunft die Bereitschaft zur punktuellen Zusammenarbeit mit den gastgebenden Gemeinden ergeben, etwa in Form von gelegentlichen gemeinsamen Gottesdienstfeiern, Bibelgesprächskreisen, Veranstaltungen für Jugendliche usw.

Evangelische Kirchengemeinden können in dieser Phase angemessen insofern reagieren, als sie zusammen mit Gemeinden anderer Sprache und Herkunft kirchliche Begegnungsräume kreieren.

Transkulturalität – kirchliche Gemeinschaftsräume

Im Übergang von der ersten zur zweiten Generation in den Gemeinden anderer Sprache und Herkunft vollziehen sich zum Teil tief greifende Transformations-, Ablöse- und Neuorientierungsprozesse. Wie bei Kindern aus interkulturellen Familien und solchen, die früh als Jugendliche migrierten, handelt es sich bei den Repräsentanten der zweiten Generation nicht mehr um Migranten, sondern um Einheimische mit unmittelbarem Migrationshintergrund. Viele haben eine hohe Kompetenz im »Floaten« zwischen verschiedenen Kulturen erworben. Sie sind Kultur- und Glaubensvermittler. Diese jungen Erwachsenen kreieren mit anderen Gleichaltrigen in der Spannung von lokaler Verortung und globaler Kommunikationsverbundenheit neue Lebens- und Denkwelten. Für viele von ihnen ist der christliche Glaube weiterhin von wesentlicher Bedeutung. Mit ihrem Glauben befinden sie sich in einer Suchbewegung. Ihre kirchliche Beheimatung finden sie zunehmend jenseits der elterlichen Gemeinden wie auch des landeskirchlichen Angebots.

Evangelische Kirchengemeinden können in dieser Phase angemessen insofern reagieren, als sie sich zusammen mit diesen Gläubigen öffnen für die benannte Suchbewegung und sich einlassen auf eine Weggemeinschaft mit ihnen. Kirche wird zum Gemeinschaftsraum des Neuen. Der Prozess wird angezeigt und beschleunigt dadurch, dass Mitglieder der vormaligen Migrationsgemeinde evangelische Gemeindeglieder werden und aus ihrem Kreis Presbyter, Pastoren, Diakone usw. gestellt werden.

Dabei zeigt die Erfahrung, dass diese unterschiedlichen Stadien nicht unbedingt in chronologischer Folge durchschritten werden. Vielmehr ist damit zu rechnen, dass neben einem dominanten Aspekt auch die anderen ebenfalls eine – wenn auch untergeordnete – Rolle spielen.

Anhang 3: Kirchliche Orte der Begegnung gestalten

Besonders im städtischen Bereich leben etliche Ortsgemeinden in einer durch Zuwanderung und kulturelle Vielfalt geprägten Umgebung. Dies hat zur Folge, dass in den Einrichtungen für Kinder und in Familienzentren viele Kinder und Erwachsene mit Migrationsgeschichte zu finden sind. In den Gemeindehäusern und Kirchen feiern Gemeinden anderer Sprache und Herkunft ihre Gottesdienste.

Aus dieser Situation ergeben sich Kontaktmöglichkeiten, die an einigen Stellen für alle Beteiligten als Bereicherung erlebt werden. Im Folgenden werden kurz einige Ansätze mit jeweils generationsspezifischem Schwerpunkt beschrieben, die in verschiedenen Landeskirchen bereits erfolgreich umgesetzt werden.

Einrichtungen für Kinder

Viele Migranten geben ihre Kinder bewusst in kirchliche Einrichtungen und konfessionelle Schulen, da die Wertevermittlung durch religiöse Institutionen oft ein hohes Ansehen genießt. In den letzten Jahren spielt dort das evangelische Profil eine immer größere Rolle. In diese Arbeit binden Pfarrer und Erzieherinnen z. B. in Frankfurt und Hamburg auch Eltern von Kindern aus Gemeinden anderer Sprache und Herkunft ein. Können sich christliche Migranten bei bestimmten Themen, bei Gottesdiensten, Einüben von Liedern ihrer Herkunftsregionen einbringen, gewinnen beide Seiten: Die Einheimischen lernen einen besonderen Stil der Frömmigkeit kennen und die zugewanderten Eltern erleben sich als Christen ernst- und wahrgenommen.

Jugendarbeit

Die zweite bzw. dritte Generation in den Gemeinden anderer Sprache und Herkunft zeichnet sich durch ihre Fähigkeit aus, zwischen der Herkunftskultur der Eltern und der deutschen Alltagskultur hin- und her wechseln zu können. In der Regel besitzen bei ihnen das Christentum und gemeindliches Leben einen viel höheren Stellenwert als bei Jugendlichen in Ortskirchengemeinden. Jugendliche in durch Migration entstandenen Gemeinden suchen daher nach Möglichkeiten, eine angemessene Ausdrucksform ihres Glaubens zwischen den Kulturen zu entwickeln. Dafür hat z. B. die Evangelische Jugend in Hamburg und Frankfurt Kurse für eine »Interkulturelle Jugendgruppenleitercard« entwickelt.

Praktisch-theologische Fortbildung für Pastoren/Pastorinnen und Ehrenamtliche in den Gemeinden anderer Sprache und Herkunft

Die Zusammenarbeit zwischen zugewanderten und einheimischen Gemeinden ist oft dadurch erschwert, dass die Verantwortlichen der Gemeinden anderer Sprache und Herkunft das System Deutschland sowie die hier bestehende gesellschaftliche und kirchliche Struktur nicht gut genug kennen. Dann sind die Verantwortlichen in diesen Gemeinden für ihre durch die schwierige Situation vieler Migranten geprägten Aufgaben nicht ausreichend gerüstet. In Hamburg gehört es mit zum Aufgabenbereich der Ökumenebeauftragten, niedrigschwellige Angebote zu entwickeln. Folgen dieses Practical Ministry Trainings (PMT) sind, dass sich die Beteiligten selbstständiger und selbstbewusster in deutschen Strukturen bewegen können und dass Vertrauen in die Zusammenarbeit mit unterschiedlichen Ebenen der landeskirchlichen Arbeit entsteht.

Im Folgenden sollen ausführlicher Modelle gemeinsamer Gemeindegemeinschaft sowie Gottesdienste und Bibelarbeiten beschrieben werden, die ebenfalls an unterschiedlichen Orten eine bewährte Praxis darstellen.

Gemeinsam evangelisch sein – in der Gemeinde

Die Evangelische Französisch-reformierte Gemeinde (EFRG) in Frankfurt ist eine Personalgemeinde innerhalb der Ev. Kirchen von Hessen und Nassau. Etwa 70 der 370 Gemeindeglieder sind frankophone Afrikaner. Die Gemeinde war 1554 bis 1916 französischsprachig und bot danach monatlich einen französischsprachigen Gottesdienst an. Dieser zieht seit zehn Jahren eine wachsende Zahl von Protestanten aus Kongo, Kamerun und anderen französischsprachigen Ländern Afrikas an. Die zweisprachige Homepage www.efrg.de und Mund-zu-Mund-Propaganda tragen dazu bei, dass Frankophone, binationale Paare/Familien und andere Interessierte an interkultureller Begegnung zur Gemeinde finden.

Die EFRG hat einen reformierten Pfarrer aus der DR Kongo, der wegen des Bürgerkriegs fliehen musste, als sozial-diakonischen Mitarbeiter angestellt. Er ist Seelsorger der afrikanischstämmigen Gemeindeglieder und wird in sozialen Notlagen von gesellschaftlichen Einrichtungen in der ganzen Stadt angefragt. Inzwischen bietet er einen zweiten französischsprachigen Gottesdienst im Monat an. Die Pfarrstelle der Gemeinde ist mit einem Deutschen besetzt, dem an ökumenischer Theologie und Interkulturalität liegt.

Viele frankophone Gemeindeglieder nehmen auch an den deutschsprachigen Gottesdiensten teil. Ihnen ist wichtig, dass der Gottesdienst lebendig (etwa durch neuere geistliche Lieder), in Predigt und Liturgie verständlich und nah an Alltagsthemen ist. Besondere Gottesdienste werden zum Teil zweisprachig oder mit französischen Elementen gefeiert.

Wenn sich Afrikaner mit der Gemeinde verbunden fühlen, werden sie gebeten, in die Gemeinde einzutreten, was geduldige Erläuterungen erfordert. Im Konsistorium (Kirchenvorstand) haben derzeit drei der zwölf Mitglieder afrikanische Wurzeln.

Die auf Calvin zurückgehende Kirchenordnung, wonach zum Konsistorium sechs Älteste und sechs (ehrenamtliche) Diakone gehören, bewährt sich in den großen sozialen Herausforderungen durch die Migrationssituation: In der monatlichen Versammlung der Diakonie wird eingehend besprochen, wer Beratung oder finanzielle Hilfe in familiären, rechtlichen oder beruflichen Fragen benötigt.

Die Kinder- und Jugendarbeit der EFRG geschieht in deutscher Sprache. Im Kindergottesdienst kann es vorkommen, dass sich zwei deutschstämmige Kinder im Kreis von 20 afrikanischstämmigen Kindern wiederfinden und sich fremd fühlen; manche bleiben dadurch weg. Im gemeinsamen Konfirmandenunterricht und in der Jugendarbeit spielen kulturelle Unterschiede kaum eine Rolle.

Es gibt Bibelarbeitsgruppen und Chöre in deutscher und französischer Sprache, die den unterschiedlichen Frömmigkeitsstilen entsprechen. Bei anderen Gemeindeangeboten und Dienstgruppen achtet die EFRG auf gute interkulturelle Mischung. Dazu sind häufig klärende Gespräche und gegenseitige Rücksicht auf unterschiedliche kulturelle Bedürfnisse nötig.

Viele deutschstämmige Gemeindeglieder bejahen die Öffnung der EFRG für afrikanische Gemeindeglieder sehr, einige werden zu Brückenbauern. Andere sind eher zurückhaltend und haben Sorge, ihr Heimatgefühl in der Gemeinde zu verlieren. Trotzdem besteht große Einigkeit, dass die Beteiligung frankophoner Afrikaner für die EFRG bereichernd und ein Modell für kirchliche Zukunft ist.

Der Internationale Gospelgottesdienst Hamburg

Im Bereich der Evangelischen Kirche in Deutschland sind seit einigen Jahren in Hamburg, Kassel und Heidelberg vielfältige Erfahrungen mit regelmäßig stattfindenden internationalen Gottesdiensten gemacht worden. Es folgt beispielhaft die Darstellung des Internationalen Gospelgottesdienstes, der seit 2006 einmal monatlich jeweils am zweiten Sonntag in der evangelisch-lutherischen Kirchengemeinde St. Georg-Borgfelde in Hamburg stattfindet. Die Gottesdienste werden abends von 18.00 Uhr bis 19.30 Uhr in einem evangelischen Kirchengebäude gefeiert, das zwei afrikanischen Gemeinden und dem Council of African Churches in Hamburg zur Verfügung gestellt wurde.

Die Gottesdienste werden regelmäßig von einem Pastorenteam vor- und nachbereitet, zusammengesetzt aus den beiden ev.-luth. Gemeindepastoren, einem vom Kirchenkreis angestellten und in St. Georg tätigen Pastor für Afrikanerseelsorge aus Sierra Leone, dem Pastor der ghanaisch-methodistischen Gemeinde, dem nigerianischen Leiter des Gospelchores, einer lutherischen Pastorin mit langjähriger Tansania-Erfahrung, dem Ökumenepastor des Kirchenkreises und einem Studienleiter der Missionsakademie. Die im Gottesdienst anfallenden Aufgaben werden im Pastorenteam aufgeteilt.

Die Gospelgottesdienste werden zweisprachig gehalten, auf Deutsch und Englisch. Aus beiden hauptsächlich vertretenen Traditionen – charismatisch-westafrikanisch und evangelisch-deutsch – werden Elemente aufgenommen und in einen Gottesdienstablauf so integriert, dass die Gottesdienstfeier sowohl für charismatisch-pfingstliche Afrikaner und für protestantische, katholische oder freikirchliche Deutsche als auch für weitere internationale Besucher sinnvoll und bereichernd sein kann. Dabei werden solche liturgischen Elemente und Glaubensäußerungen außen vor gelassen, die allzu kulturspezifisch sind und andere verstören oder stark irritieren könnten, wie z. B. Zungengebet, Geisteraustreibung, aber auch vorformulierte Gebete und abgelesene Predigten. Es soll Raum gegeben werden für die Erfahrung eines *lebendigen* Gottesdienstes inklusive spontaner Glaubensäußerungen, in dem das Evangelium von der befreienden und heilsamen Nähe Gottes, die Menschen unterschiedlicher Herkunft zusammenführt, transparent und auch körperlich spürbar wird.

Einige konstitutive Elemente dieses Gottesdienstes, die dazu beitragen mögen, dass eine Gottesdienstfeier nach den genannten Vorgaben gelingen kann:

- Es sind – mindestens – zwei *Chöre* bzw. Bands involviert. Im Internationalen Gospelgottesdienst handelt es sich zunächst um eine *Hausband* mit ghanaischen Sängerinnen der älteren Generation. Sie singen an zwei festen Stellen des Gottesdienstablaufs ganz typische westafrikanische Highlife-Gospels, zuweilen in Twi oder Pidgin-English. Damit begleiten sie die zwei Elemente der Liturgie, die aus der afrikanischen Tradition übernommen wurden: die Begrüßung und das Einsammeln der Kollekte durch Bewegung hin zum Altarraum. Neben der Hausband ist vor einigen Jahren aus dem Kreis der Gottesdienstbesucher heraus ein herkunftsmäßig gemischter *Gospelchor* (»Hamburg Gospel Ambassadors«) erwachsen, geleitet von einem professionellen Chorleiter aus Nigeria. Dieser Chor gibt mittlerweile auch jenseits des Internationalen Gospelgottesdienstes eigene größere Konzerte. Der Chorleiter bekommt für seine für den Gottesdienst äußerst wichtige Aufgabe ein festes Honorar gezahlt. Darüber hinaus werden gelegentlich Gastchöre eingeladen, was einen beidseitigen Gewinn bedeutet: Die Gäste können ihre Gospelmusik in einen kulturell gemischten Gospelgottesdienst einbringen – nicht als exotische Dekoration, sondern als integraler Bestandteil können sie zum Gelingen des Geschehens beitragen. Gastchöre bringen immer auch ihre eigenen Fans mit in den Gottesdienst; auch so ist Gewähr dafür geleistet, dass die Veranstaltung gut besucht sein wird.
- Das *Leitungsteam* von afrikanischen und deutschen Pastoren betet vorher im Eingangsbereich der Kirche und zieht gemeinsam ein.
- Zu einem *Eingangslied* sind die Gottesdienstbesucher eingeladen, durch den Kirchoraum zu gehen und einander mit Handschlag oder wie auch immer zu begrüßen. Dazu wird ein einfaches Lied gesungen, etwa das in Westafrika bekannte Stück: »Yes I love you with the love of the Lord (2x), I can see in you the glory of the Lord, Yes I love you with the love of the Lord.«
- Zu den Gebeten und Liedern *steht* die Gemeinde. Die Gottesdienstbesucher sollen sich bewegen können. Es werden *Lieder auf Deutsch und Englisch* mit kurzen und leicht memorierbaren Texten bevorzugt. Die Besucher sollen im Gottesdienst Lieder nicht vom Blatt ablesen, sondern mit voller Aufmerksamkeit und mit freien Händen singen können. Die Texte werden mit einem Beamer gut lesbar an die Wand geworfen. Darüber hinaus begegnet in jedem Gottesdienst zumindest ein allseits bekanntes Kirchenlied (Hymn) aus der deutschen oder englischen Tradition.

- In den Gottesdienstablauf integriert ist ein *Bibelgespräch* über den der Predigt zugrunde gelegten Predigttext, der zunächst von ehrenamtlichen Gemeindemitarbeitern auf Deutsch und Englisch vorgelesen wird. Gottesdienstbesucher schließen sich dazu so, wie sie gerade in den Bänken sitzen – man kann aber auch woanders hingehen –, in Kleingruppen zusammen und tauschen sich unter einer Leitfrage über den Text etwa zehn Minuten lang aus. Danach sind Gottesdienstbesucher eingeladen, die Beobachtungen und Fragen ihrer Gruppe über ein Handmikrofon der Gemeinde mitzuteilen. Die Voten werden durch den dieses Element moderierenden Pastor in die jeweils andere Sprache übersetzt. Die Gemeinde antwortet zuweilen spontan mit »Amen«.
- Es ist wünschenswert, dass diese Impulse in der sich anschließenden *Predigt* aufgenommen werden. Dialogpredigten zweier Pastoren aus unterschiedlichen Traditionen sind möglich und auch sinnvoll. Sie lassen die Predigt lebendig werden und stellen sicher, dass Deutsche und Afrikaner gleichermaßen angesprochen werden. Ansonsten werden die Predigten nach unterschiedlichen Modi übersetzt – simultan oder auch abschnittsweise zusammenfassend.
- Die *Kollekte* wird auf westafrikanische Weise eingesammelt: Der Kollektenkorb wird vor dem Altarraum aufgestellt und zu einem Lied der Hausband werden die Gemeindeglieder eingeladen, nach vorn zu kommen oder zu tanzen, die Kollekte zu entrichten und sich wieder auf ihre Plätze zu setzen.
- In etwa jedem zweiten Gottesdienst gibt es die Möglichkeit zur *Individualsegnung*: Während der Gospelchor leise singt, können Gottesdienstbesucher nach vorn kommen. Dort stehen ein deutscher und ein afrikanischer Pastor. Die Gottesdienstbesucher können sich unter Handauflegung einen persönlichen Segen zusprechen lassen, nachdem sie den Pastoren ihr Anliegen mitgeteilt haben. Die Inanspruchnahme dieses Dienstes gerade auch unter Deutschen war für die lutherischen Mitglieder des Pastorenteams anfänglich überraschend.
- Während des Fürbittengebets werden Gemeindeglieder eingeladen, spontan Bitten von ihrem Platz aus laut zu formulieren. Die Gemeinde steht dazu und antwortet mit dem Kehrsvers »O Lord hear my prayer«. Es gibt aber auch Raum für Bitten in der Stille.
- Das Vaterunser wird in den verschiedenen Sprachen gebetet. In den afrikanischen Pfingstgottesdiensten kommt es normalerweise nicht vor. Christen aus Afrika kennen es aber aus den großen Missionskirchen ihrer jeweiligen Heimat. Mittels dieses gemeinsamen Gebets weiß sich die Gemeinde als eine ökumenische Familie zusammengehörig, und zwar nicht nur synchron, son-

dern auch diachron bezogen auf die Kirche in ihrer Geschichte bis zurück zu ihren Anfängen.

- Zum Abschlussegnen halten die Gottesdienstbesucher zuweilen einander an den Händen.

Die genannten Elemente mögen dazu beitragen, dass der Gottesdienst ansprechend und lebendig wird: Gottesdienstbesucher stehen auf, singen und bewegen sich. Entscheidend wichtig ist, dass hier keine Enge und Zwang entstehen, sondern ein *Freiraum* für Bewegungen, Begegnungen und Glaubensäußerungen – jede und jeder geht dabei so weit, wie er oder sie vermag. Der Gottesdienst ist auf Partizipation hin angelegt. Die Gemeindeglieder sollen so weit wie möglich im Mittelpunkt des Geschehens stehen. Dementsprechend tragen die anwesenden Pastoren nur bei besonderen Anlässen wie z. B. einer Taufe Talare. Meist tragen sie Collarhemden oder neutrale Kleidung. Die Erfahrung zeigt, dass sich sowohl kirchennahe wie kirchenferne Menschen aller Altersgruppen, unterschiedlichster kirchlicher und sozialer Zugehörigkeit sowie nationaler Herkunft in den internationalen Gospelgottesdiensten gut aufgehoben fühlen können.

In den Gottesdienst kommen 70 bis 130 Besucher, davon mehr Deutsche als Afrikaner. Im Gottesdienst wird ein Handout verteilt mit dem Ablauf, dem Predigttext und den nächsten Terminen. Diese Gottesdienstform scheint attraktiv insbesondere für afrikanisch-deutsche Familien, für Menschen mit Auslandserfahrung in Afrika und für solche, die durch sonstige internationale Bezüge geprägt sind. Die Gottesdienstteilnehmer kommen aus ganz Hamburg. Mit einem ausliegenden Fragebogen werden Besucher um Feedback gebeten. Viele zeigen sich tief gerührt durch die Erfahrung einer gemeinsamen Gottesdienstfeier. Anderen, insbesondere Älteren, ist die Musik zuweilen zu laut.

Interkulturelle Bibelarbeiten

In einigen Hamburger Kirchengemeinden werden regelmäßige interkulturelle Bibelarbeiten von Christen aus Westafrika und aus Deutschland angeboten. Sie stellen eine Möglichkeit der qualifizierten Begegnung von gastgebenden und gastnehmenden Gemeinden dar und erlauben, Verbindendes (die eine Bibel als wesentlicher Bezugspunkt, der Glaube an Christus und an den einen Gott) wie auch Trennendes und Neues wahrzunehmen. Vermieden werden soll sowohl ein unkritisches Hören auf sowie ein paternalistisches Reden für die je anderen; gefördert wird ein aufmerksames und reflektiertes Lesen mit den je anderen.

Die angewandte Methode orientiert sich in etwas modifizierter Form an dem in Südafrika entwickelten »Bibelteilen in sieben Schritten«. Methodisch wird so ein Raum eröffnet für weitgehende Partizipationsmöglichkeiten aller Beteiligten. Die durch die Anwesenden vertretenen unterschiedlichen Perspektiven auf den biblischen Text lassen alle zu Experten werden. Voraussetzung des Gelingens eines solchen interkulturellen Bibelgesprächs ist die Bereitschaft dazu, im Hören aufeinander und im gegenseitigen Ernstnehmen Entdeckungen am biblischen Text, an den anderen und auch an sich selbst machen zu wollen. Ein gesetzter liturgischer Rahmen signalisiert allen Beteiligten den Beginn und das Ende der zweistündigen Veranstaltung, die somit in einem bestimmten, spirituell abgegrenzten Schutzraum stattfindet.

Die Teilnehmenden sitzen im Stuhlkreis. Die Mitte kann geschmückt sein. Jeder hat eine Bibel zur Hand. Eine Person moderiert das Bibelgespräch. Sie achtet darauf, dass alle, die möchten, zu Wort kommen und dass niemand das Gespräch dominiert, auch nicht die Pastoren. Es soll nicht darum gehen, die eine richtige Interpretation durchzusetzen bzw. als vermeintlicher Experte *für* nicht-professionelle Leser und Leserinnen die Bibel zu erklären, sondern *zusammen mit ihnen* als gleichberechtigte Partner zu lesen. Es können unterschiedliche Aspekte des Bibeltextes benannt werden, die in verschiedener Perspektive unterschiedlich bedeutsam werden können. In Absprache mit den Beteiligten können Bibeltexte etwa zu einem alle interessierenden Thema für ein Halbjahr festgelegt werden. Oder abwechselnd schlagen die beiden Gemeinden einen Text für das Gespräch vor. Die Anwesenden helfen einander, die Voten zu übersetzen.

Die zugrunde gelegte Struktur des Bibelgesprächs:

- 1. Liturgischer Einstieg (Lied und Gebet)
- 2. Lautes Vorlesen des Bibeltextes in der Gesprächsrunde, wobei der Reihe nach alle Teilnehmenden die Anzahl der gelesenen Verse selbst bestimmen. Es wird aus den mitgebrachten Bibeln in den jeweiligen Sprachen vorgelesen.
- 3. Die Passage wird noch einmal in ihrer Gänze vorgelesen, mindestens in Englisch und Deutsch, und zwar unter der Leitfrage: Welches Wort, welcher Satz oder Vers berührt mich aus dieser Passage, was spricht mir ins Herz, springt mir ins Auge? Wo spricht Gott zu mir? Nach dem Vorlesen spielt jemand auf der Gitarre, auf dem Klavier oder mit der Trommel Musik, um dem Nachsinnen etwas Raum zu geben.

- 4. Die Teilnehmenden sind eingeladen, die Wörter oder Sätze unkommentiert mitzuteilen.
- 5. Der Moderator eröffnet das freie Gespräch über den Text. Jetzt sind Rückfragen und Kommentare möglich. Es ist sinnvoll und hilfreich für den Gesprächseinstieg, zunächst Verständnisfragen zu klären.
- 6. Der Moderator bilanziert das Gespräch und hebt Kernaussagen des Gesprächs hervor; vielleicht eine bleibende Erkenntnis, die die Beteiligten in den kommenden Tagen begleiten möge.
- 7. Liturgischer Ausgang (Lied und Gebet).

Die Erfahrung zeigt, dass sich die interkulturelle Bibelarbeit nach der Methode des Bibelteilens in ganz hervorragender Weise dafür eignet, einen Raum für Begegnungen und einen qualifizierten Austausch zwischen Christen unterschiedlicher Herkunft über die Bibel zu kreieren. Jeder weiß sich hier mit seiner Perspektive ernst genommen und wertgeschätzt. Bei aller Differenz im Einzelnen hinsichtlich der Bibelinterpretationen beziehen sich doch alle auf dieselbe Bibelpassage. Diese Bezugnahme verbindet die Beteiligten und transzendiert – negiert aber nicht – Partikularitäten hinsichtlich ihres trennenden Charakters. Darüber hinaus können aufgrund des gemeinsamen Erlebens eines interkulturellen Bibelgesprächs neue Kontakte, ein erneuertes Interesse an der Bibel und an einer Vertiefung des Glaubens, und auch kirchliche oder sozial-diakonische Projekte entstehen.

Anhang 4: Reformationsdekade – das Themenjahr 2016:

Die Reformation und die Eine Welt

In den offiziellen Texten wird der thematische Schwerpunkt des Jahres 2016 wie folgt beschrieben:

»Von Wittenberg ging die Reformation in die Welt. Über 400 Millionen Protestanten weltweit verbinden ihre geistig-religiöse Existenz mit dem reformatorischen Geschehen. Am Vorabend des Reformationsjubiläums werden die globalen Prägekräfte im Mittelpunkt stehen.«

Während der ersten Themenjahre der Luther- bzw. Reformationsdekade wird deutlich, dass die Anliegen der Reformation – ungeachtet der besonderen Bedeutung Martin Luthers – nicht nur von Wittenberg ausgingen. Die Gemeinschaft Evangelischer Kirchen in Europa hat deutlich gemacht, wie viele größere und kleinere Stätten und Städte der Reformation es in Europa gab und gibt.

Sie wurden zu Ausgangspunkten für globale Entwicklungen, die mit den Stichworten Mission, Einwanderung und Inkulturation hier nur grob umrissen werden können. Menschen aus Europa wanderten aus und lebten ihren Glauben in ihrer neuen Heimat. Aus kleinen Einwandererkirchen wuchsen in den unterschiedlichen Ländern unabhängige Kirchen, die sich den reformatorischen Kirchen in Europa mehr oder weniger verbunden fühlen. Missionarische Aktivitäten brachten in mehreren Wellen den christlichen Glauben nach evangelischem Verständnis auf alle Kontinente. Dieser wuchs dort in unterschiedlichen kulturellen, (multi-)konfessionellen und religiösen Kontexten weiter. Auch Kirchen z.B. in Afrika oder Asien, die sich dem Lutherischen Weltbund oder der Weltgemeinschaft Reformierter Kirchen zugehörig fühlen, entwickelten für sich eigene Prägnungen des lutherischen oder reformierten Christseins, die stark durch den jeweiligen Kontext geprägt wurden. Darüber hinaus bildeten sich immer wieder neue Glaubensrichtungen und Kirchen, die sich zwar im weitesten Sinn als protestantisch begreifen, aber nicht mehr die ursprünglichen Bindungen an ein lutherisches oder reformiertes Bekenntnis erkennen lassen. In den letzten Jahrzehnten nehmen weltweit christliche Bewegungen zu, die als charismatisch, evangelikal oder pfingstlerisch zu charakterisieren sind.

Den evangelischen Christen und Kirchen in Deutschland begegnen die weltweiten Erben der Reformation auf unterschiedliche Weise. In ihren Partnerkirchen in

Übersee lernen sie Menschen kennen, deren Vorfahren von Missionaren aus Deutschland und Europa bekehrt wurden. Oft erleben sie dabei Überraschungen: Trotz aller problematischen Zusammenhänge der Mission (z. B. mit Gewalt und Kolonialismus) überwiegen für die meisten Christen in Übersee deren positive Wirkungen. Gleichzeitig präsentieren sich die Kirchen in Afrika und Asien als unabhängige und selbstbewusste Institutionen, die theologisch und sozial-ethisch ihren Standpunkt auch gegen die Auffassung der Geschwister aus den Kirchen Europas und Nordamerikas vertreten. Viele Erfahrungen, die in solchen Übersee-Partnerschaften gemacht werden können, sind aber auch innerhalb Deutschlands möglich.

Denn mehr und mehr nehmen Christen und Kirchen in Deutschland auch die Christen und Gemeinden anderer Sprache und Herkunft wahr. Ihre Frömmigkeit, ihre Art Gottesdienst zu feiern und Gemeinde zu sein wird von einheimischen Christen oft als fremd empfunden. Selten werden sie als gleichberechtigte Erben der Reformation erkannt und anerkannt. Neben dem Empfinden des »Anders-seins« – andere Sprache, andere Kultur, andere Frömmigkeit – kommen Fragen auf, die nicht immer einfach zu beantworten sind. Versteht sich die Gemeinde anderer Sprache und Herkunft als lutherisch oder reformiert? Und warum erscheint sie uns dann »anders« oder gar »fremd«? Oder kommt sie aus einer »United Church« – und was ist das im Unterschied zu den unierten Kirchen in Deutschland? Ist überhaupt eine konfessionelle Prägung erkennbar, wie sie uns vertraut ist? Und wenn nein, was bedeutet dies für die Möglichkeit der Begegnung, des gemeinsamen Gottesdienstfeierns? Wie stark wollen und können sich die einheimischen Christen und Kirchen auf den jeweiligen kulturellen Hintergrund einlassen? Steckt in der Begegnung mit Gemeinden anderer Sprache und Herkunft ein Potential, das Gemeinden in Deutschland die Anliegen der Reformation neu erschließen kann?

Das Jahr 2016 innerhalb der Reformationsdekade ist eine gute Gelegenheit, diesen Fragen nachzugehen.

Daher wird hier der Vorschlag gemacht, einen besonderen Schwerpunkt der inhaltlichen Gestaltung des Jahres 2016 innerhalb der Reformationsdekade auf die Frage zu legen, wie sich die Thematik »Die Reformation und die Eine Welt« in Deutschland selbst in der Begegnung, im Zusammenleben und in der (wachsenden?) Gemeinschaft von unterschiedlichen Christen spiegelt, die auf je eigene Weise ihre Existenz der Reformation verdanken.

Erste Ideen dazu:

- Rund um den Reformationstag 2016 Begegnungen und wo möglich gemeinsame Gottesdienste von einheimischen Gemeinden mit Gemeinden anderer Sprache und Herkunft initiieren;
- Die EKD bittet Gliedkirchen um Mitwirkung, gemeinsame Öffentlichkeitsarbeit, Motto entwickeln mit dazugehörigen Materialien und Handreichungen;
- Vertreter von Gemeinden anderer Sprache und Herkunft zu offiziellen EKD-Anlässen einladen, sichtbar machen, sprechen lassen;
- Kongress oder Symposium mit der Frage, wie sich die Anliegen der Reformation in unterschiedlichen Kontexten entwickelt haben.

Weiterführende Literatur

Baumann, M., Religion und ihre Bedeutung für Migranten, in: Zeitschrift für Mission 88 (2004), Nr. 3/4, S. 250 – 263.

de Jong, P., Migration in Biblical Perspective, in: In A Strange Land. A Report of a World Conference on Problems of International Migration and the Responsibility of the Churches, Held at Leysin, Switzerland, June 11 – 16, 1961, Division of Inter-Church Aid and Service to Refugees, World Council of Churches.

»...denn ihr seid selbst Fremde gewesen«. Vielfalt anerkennen und gestalten. Ein Beitrag der Kommission für Migration und Integration der EKD zur einwanderungspolitischen Debatte, EKD-Texte 108, Hannover 2009.

Dümling, B., Migrationskirchen in Deutschland. Orte der Integration, Frankfurt 2011.

EMW (Hg.), Zusammen Wachsen. Weltweite Ökumene in Deutschland gestalten, Hamburg 2011.

Fischer, M., Pfingstbewegung zwischen Fragilität und Empowerment, Göttingen 2011.

Haus kirchlicher Dienste der Ev.-Lutherischen Landeskirche Hannovers (Hg.), Glauben leben – vielfältig, international, interkulturell. Migrationsgemeinden und deutsche Gemeinden auf dem Weg, Hannover 2012.

Haustein, J., Migration und Identität. Pfingstlich-Charismatische Migrationsgemeinden in Deutschland, Frankfurt 2006, Beiheft der Zeitschrift zur Mission Nr. 8., S. 60 – 82.

Henkel, R., Atlas der Kirchen und der anderen Religionsgemeinschaften in Deutschland: Eine Religionsgeographie, Stuttgart 2001.

Kahl, W., Die gemeinsame missionarische Berufung der Mainline Churches und Migrationskirchen. Eine theologische Perspektive, in: Transparent-Extra Nr. 64 (2002).

Kirchenamt der EKD (Hg.), Zusammenleben gestalten. Ein Beitrag des Rates der EKD zu Fragen von Integration und des Zusammenlebens mit Menschen anderer Herkunft, Sprache oder Religion, EKD-Texte 76, Hannover 2002.

Kirchenamt der EKD, Zur ökumenischen Zusammenarbeit mit Gemeinden fremder Sprache oder Herkunft. Eine Handreichung des Kirchenamtes der Evangelischen Kirche in Deutschland, EKD-Texte 59, Hannover 1996.

KiBkalt, M., Migrationsgemeinden im Bund Evangelisch Freikirchlicher Gemeinden in Deutschland, in: epd-Dokumentation (2007), Nr. 14-15.38-40.

Krappmann, L., Soziologische Dimensionen der Identität. Strukturelle Bedingungen für die Teilnahme an Interaktionsprozessen, Stuttgart 1973.

Landeskirchenamt der Ev. Kirche von Westfalen (Hg.), Gemeinden anderer Sprache und Herkunft. Eine Orientierungshilfe für die evangelischen Gemeinden in Westfalen, Bielefeld 2011.

Mead, G. H., Geist, Identität und Gesellschaft aus der Sicht des Sozialbehaviorismus, Frankfurt 1973.

Pollock, D., Van Reken, R. & Pflüger, G., Third Culture Kids. Aufwachsen in mehreren Kulturen, Marburg 2003.

Raiser, K., Ökumene im Übergang. Paradigmenwechsel in der ökumenischen Bewegung?, München 1989.

Schweizerischer Evangelischer Kirchenbund (Hg.), Neue Missionskirchen in der Schweiz (SEK-Studie 2), Bern 2009.

Simon, B., Afrikanische Kirchen in Deutschland, Frankfurt 2003.

Simon, B., Christliche Gemeinden und Migration. Zwei Seiten einer Medaille, in: Deutsches Pfarrerberblatt Heft 5/2011, S. 255 – 263.

Sundermeier, T., *Den Fremden verstehen: eine praktische Hermeneutik*, Göttingen 1996.

»... und der Fremdling der in deinen Toren ist.« *Gemeinsames Wort der Kirchen zu den Herausforderungen durch Migration und Flucht*, Herausgegeben vom Kirchenamt der Evangelischen Kirche in Deutschland und dem Sekretariat der Deutschen Bischofskonferenz in Zusammenarbeit mit der Arbeitsgemeinschaft Christlicher Kirchen in Deutschland, Hannover und Bonn 1997.

Währisch-Oblau, C., *The Missionary Self-Perception of Pentecostal/Charismatic Church Leaders from the Global South in Europe: Bringing Back the Gospel*, Brill/Leiden 2012.

Währisch-Oblau, C., *Migrationskirchen in Deutschland. Überlegungen zur strukturierten Beschreibung eines komplexen Phänomens*, in: *Zeitschrift für Mission* 1 – 2 (2005), S. 19 – 39.

Die Mitglieder der Ad-hoc-Kommission des Rates der EKD zur zukünftigen Arbeit mit Gemeinden anderer Sprache und Herkunft (2011–2013)

Christine Busch, Landeskirchenrätin, Düsseldorf
Solomon Ghebreweldi, Gemeindeleiter, Esslingen
Ivo Huber, Kirchenrat, München
Prof. Dr. Werner Kahl, Studienleiter, Hamburg/Frankfurt
Cordelia Kopsch, Hannover (Vorsitz)
Thorsten Leißer, Oberkirchenrat, Hannover (Geschäftsführung)
Prince Ossai Okeke, Gemeindeleiter, Hamburg
Bahnar Pham Xuan, Gemeindeleiter, Hermannsburg
Martina Severin-Kaiser, Ökumenebeauftragte, Hamburg
Dr. Benjamin Simon, Beauftragter für Mission und Ökumene, Karlsruhe
Dr. Claudia Währisch-Oblau, Vorstandsmitglied Vereinte
Evangelische Mission, Wuppertal

